



Berlin, den 14. Februar 1905.

## Deutschland und der Weltmarkt\*).

Die Ziffern der Handelsstatistik sind die beliebtesten Nennungsstücke aller fortgeschrittenen Nationalökonomien. Leider sind Geist und Wis, mit denen die Zahlen erörtert werden, nicht immer in gleichem Verhältniß gewachsen wie Einfuhr und Ausfuhr. Ja, wenn ich den alten Krug oder den Dieterici oder den Viebahn oder den Reden oder den Vienengrüber zur Hand nehme, kommt es mir sogar manchmal vor, als seien die Leute in volkswirtschaftlichen Dingen um so geschickter gewesen, je weiter ihre Schriften zurückliegen. Kommt es mir vor, als hätten die Alten die viel kleineren Ziffern wissenschaftlich analysirt, während sie die Jüngerer nur politisch paraphrasiren. Damals herrschte der Mensch — ob Statistiker oder Theoretiker — über die Ziffern; heute wird er von ihnen beherrscht. Damals ging man liebevoll auf den Qualitätwerth der einzelnen Zahl ein; heute steht man wie erstarrt unter dem Eindruck der Quantitäten einer mächtig anschwellenden Bewegung. Was man aber an theoretischer Beurtheilung unserer Handels-

\*) Unter dem Titel „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert“ erscheint im Verlag von Georg Bondi im März ein neues Buch des Breslauer Professors Werner Sombart, der, besonders seit die ersten Bände seines „Modernen Kapitalismus“ bekannt geworden sind, weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus gehört wird. An diesen Kreis denkt er, wie mir scheint, beim Schreiben auch nicht; auf das soziale Empfinden der in mannichfachen Berufen, arbeitenden Menschheit will er wirken, nicht auf die Junst. Und das Streben, statt dürre Doktrinen die Fülle der Gesichte zu zeigen, die das Leben der Volkheit dem Auge bietet, ist in dem neuen Buch nicht minder als in dem älteren fühlbar. Nach den handelspolitischen Erörterungen der letzten Zeit wird das Kapitel, das den Lesern der „Zukunft“ hier mitgetheilt wird, nicht unwillkommen sein.

entwicklung hat zu Theil werden lassen, scheint mir in mehr als einem Punkte ansichtbar zu sein.

Wenn man auf Grund der handelsstatistischen Ziffern von der Entstehung einer Weltwirtschaft spricht, so hat Das natürlich insofern seine volle Berechtigung, als unbestreitbar heute mehr Waaren zwischen den einzelnen Ländern umgesetzt werden als vor fünfzig oder hundert Jahren. Um zu dieser Einsicht zu gelangen, genügt es, zu wissen, daß Achtzig mehr als Zehn ist. Versteht man aber unter weltwirtschaftlicher Organisation einen Zustand fortgeschrittener Differenzirung und Integrirung der einzelnen Volkswirtschaften unter einander, ein zunehmendes Ueberwiegen der internationalen Beziehungen über die nationalen, so ist diese (so viel ich sehe) einzige Weisheit, die die handels theoretische Literatur des letzten Menschewalters zu Tage gefördert hat, ganz entschieden falsch.

Die Kulturvölker, so behaupte ich vielmehr, sind heute (im Verhältniß zu ihrer Gesamtwirtschaft) nicht wesentlich mehr, sondern eher weniger durch Handelsbeziehungen unter einander verknüpft. Die einzelne Volkswirtschaft ist heute nicht mehr, sondern eher weniger in den Weltmarkt einbezogen als vor hundert oder fünfzig Jahren. Mindestens aber (und dafür kann ich in Ziffern den Nachweis erbringen) ist es falsch, anzunehmen, daß die internationalen Handelsbeziehungen eine verhältnißmäßig wachsende Bedeutung für die moderne Volkswirtschaft gewinnen. Das Gegentheil ist richtig. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat wenigstens für die deutsche Volkswirtschaft eine Abnahme des Antheiles der auswärtigen Handelsbewegung an der Gesamtleistung der wirtschaftlichen Thätigkeit als Ergebnis gehabt. Sicher für die Ausfuhr, wahrscheinlich auch für den Gesamthandel.

Wie aber erscheinen die Dinge, wenn wir die weit auseinanderliegenden Zeiträume von 1800 und 1900 ins Auge fassen? Genaue Bilanzen für die Zeit vor hundert Jahren besitzen wir nicht. Ich stelle aber folgende Betrachtung an: 1802 berechnete Krug das durchschnittliche Einkommen eines preussischen Untertanen auf  $27\frac{1}{4}$  Thaler, also  $81\frac{3}{4}$  Mark. Für das Jahr 1830 setzt man den Gesamtwertb des deutschen Außenhandels auf 660 Millionen Mark an. Ich glaube, man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Volkswohlstand 1830 eher niedriger war als 1802. Nehmen wir ihn als gleichgeblieben an, so würde auf den Kopf der Bevölkerung also ein Einkommen von rund 80 Mark entfallen, dagegen ein Antheil am auswärtigen Handel von rund  $22\frac{1}{2}$  Mark (Deutschland hatte damals  $29\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner). Das wären rund 28 Prozent vom Gesamteinkommen. Für das Jahr 1895 berechnet Kulhsall das Einkommen eines Deutschen auf durchschnittlich 506 Mark. Der Werth der Einfuhr und Ausfuhr betrug in jenem Jahre (im Spezialhandel) 7670 Millionen Mark, also auf den Kopf der Bevölkerung 148 Mark. Der Antheil des Einzelnen

am Außenhandel würde also 29 Prozent (gegen 28 Prozent im Anfang des Jahrhunderts) ausmachen; er wäre so gut wie unverändert geblieben.

Das sind natürlich Berechnungen, die auf zum Theil sehr ansehbaren Zahlen beruhen. Alle Schätzungen des Volkseinkommens oder Volkswermögens sind mehr oder weniger Spielereien. Immerhin wird man jene Rechnungen so lange anstellen und sie auch als Beweismaterial benutzen dürfen, wie die entgegengesetzte (herrschende) Auffassung keine besseren und zuverlässigeren Beweise für die Richtigkeit ihrer Behauptungen erbringt. Um den hier vertretenen Standpunkt zu stützen, sind nun aber so vage Kalkül nicht einmal nothwendig, da wir genügend zuverlässiges Material besitzen, um die These von der abnehmenden (oder wenigstens sich gleichbleibenden) Bedeutung der internationalen Handelsbeziehungen für die einheimische Volkswirtschaft in ihrer Richtigkeit zu erweisen.

Ich beginne mit der Ausfuhr, für die ich vor einigen Jahren bereits den ziffermäßigen Nachweis erbracht habe, daß sie wenigstens in den letzten Jahrzehnten eine „fallende Quote“ der deutschen Gesamtproduktion ausmache. Weitere Nachforschungen, deren Ergebnisse ich im Folgenden mittheile, haben mich in meiner Auffassung nur bestärkt.

Damals hatte ich nur von dem Industrieexport gesprochen. Will man jedoch die Frage allgemein entscheiden, ob Deutschland mehr oder weniger in die Weltwirtschaft eingegliedert sei, so muß man natürlich auch das wichtigste Gewerbe, die Landwirtschaft, berücksichtigen. Diese lehrt uns ein Rückblick auf die deutsche Volkswirtschaft im ersten Drittel des Jahrhunderts als ein ausgesprochenes Exportgewerbe kennen. Heute, wie Jedermann weiß, deckt sie nicht annähernd den einheimischen Bedarf.

Aber ich behaupte ja die fallende Exportquote auch für die „Industrie“. Auf die Gründe einzugehen, die es erklärlich machen, weshalb von den wichtigsten Industrien ein immer größerer Theil der Produktion im Inlande bleibt, ist hier ja nicht der Ort. Ich bemerke nur, daß es nicht einheitliche Ursachenreihen sind, die das selbe Ergebnis zeitigen. Bei einigen Industrien (Montanindustrie, Chemische Industrie) ist es der zunehmende Ersatz der organisierten durch unorganisierte Materie, der die Ausweitung ihres Binnenabgabebietes bewirkt, bei anderen (Textilindustrie, Lederindustrie, Bekleidungsindustrie u. a.) der zunehmende Wohlstand der Bevölkerung in Verbindung mit der Verdrängung handwerkmäßiger Produktion durch kapitalistische, also mit der Einbürgerung des gewerblichen Kapitalismus in Deutschland selbst. Wir werden beobachten, daß eine ganze Reihe von Industrien allerdings bis in die siebenziger Jahre einen steigenden Export aufweisen, der dann aber, als die deutsche Volkswirtschaft ihre Siebenmeilenstiefel anzieht, hinter der Gesamtproduktion zurückbleibt. Bei Steinkohlen ist sich das Verhältniß der Produktion

zur Ausfuhr bis in die letzte Zeit annähernd gleichgeblieben: es wurden von der Gesamtproduktion ausgeführt: 1860 14,6 Prozent; 1880 15,3 Prozent; 1900 13,9 Prozent: also leises Ansteigen bis 1880, leises Sinken bis zur Gegenwart. Beständig gesunken seit den sechziger Jahren ist jedoch die Quote der Mehrausfuhr: sie betrug in den genannten Jahren 12,5 Prozent, 11,0 Prozent, 7,3 Prozent.

Leider ist die Berechnung der Exportquote nicht überall so leicht und einwandfrei wie bei Steinkohlen. Bei anderen Industrien müssen wir auf Umwegen dazu gelangen. So stelle ich bei der Eisenindustrie die Produktion von Roheisen in Vergleich mit der Ausfuhr sämtlicher Eisensfabrikate (einschließlich Roheisen und Maschinen). Da ergibt sich, daß die Ausfuhrmengen von den Produktionsmengen 1880 noch 40,7 Prozent, 1900 dagegen nur noch 20,0 Prozent ausmachten. Der Anteil der Mehrausfuhr von Eisensfabrikaten sank in diesem Zeitraum sogar von 29,3 Prozent auf 7,8 Prozent der Roheisenproduktion. Also deren riesige Steigerung von 2,7 auf 8,5 Millionen Tonnen fand vollständig Unterkunft innerhalb Deutschlands.

Bei anderen Industrien bietet einen Anhalt die Menge der beschäftigten Arbeiter: wenn wir (was zulässig ist) annehmen, daß die Produktivität in der Industrie nicht abnimmt, so bedeutet eine Vermehrung der Arbeiterschaft eine mindestens gleich starke Steigerung der Produktion. Steigt der Export nicht in gleichem Verhältnis, so fällt die Exportquote. So stieg in der chemischen Industrie die Zahl der beschäftigten Personen 1882 bis 1895 um 60,5 Prozent, die Menge der ausgeführten Erzeugnisse nur um 38,2 Prozent; in der Maschinenindustrie betrug im gleichen Zeitraum die Zunahme der Arbeiterschaft 7,0 Prozent, die Ausfuhrmengen nahmen dagegen sogar um 19,9 Prozent ab.

Für einige andere Industriezweige habe ich versucht, die Mengen der verarbeiteten Rohstoffe und Halbfabrikate zu ermitteln und auf Grund dieser Ziffern die Gesamtproduktionsmenge zu berechnen. Das ist für die Lederindustrie, die Baumwoll- und Wollindustrie mit einiger Zuverlässigkeit möglich. Für die Lederindustrie besitzen wir die Einfuhrziffern für Häute und die Ziffern des einheimischen Viehbestandes. Da für die Lederindustrie das Schafleder nur eine geringe Rolle spielt, Schafe aber seit 1860 allein sich vermindert, während alle anderen Tierarten sich vermehrt haben, so dürfen wir getrost annehmen, daß die Mengen einheimischer Häute mindestens die selben geblieben sind. Nun betrug aber die Mehreinfuhr an Häuten aller Art in den Jahren 1860, 1880, 1900 je 21 700, 36 600, 85 400 Tonnen. Dagegen in den selben Jahren die Ausfuhr an Leder und Lederwaaren aller Art 4500, 11 400, 14 100 Tonnen; die Ausfuhr bildete also von den zuerst genannten Mengen 20,8 Prozent, 31,1 Prozent, 16,5 Prozent. Hat sich die Lieferung deutscher Häute gesteigert (was wahrscheinlich ist), so ist die Verringerung

der Exportquote noch beträchtlicher. Bei der Baumwollindustrie habe ich nach dem Vorgange Bienengravers die Baumwolle auf Garn im Verhältnis von Fünf zu Vier, das Garn auf Gewebe im Verhältnis von Vier zu Drei zurückgeführt und die Mehreinfuhr von Garn dem im Inlande gesponnenen zugerechnet. Ich erhalte dann folgende Ziffern, die ich in Tabellenform zusammenstelle, um sie übersichtlicher zu machen:

Im Durchschnitt der Jahre	gelangte Garn zur Verarbeitung Tonnen	wurden baumwollene Waaren angefertigt Tonnen	betrug die Ausfuhr baumwollener Waaren Tonnen	betrug die Export- quote
1836/40	23 864	17 897	4 460	24,9 %
1861/55	46 617	34 963	7 283	20,8 %
1856/61	66 649	49 987	9 157	18,3 %
1880	112 000	84 000	21 300	25,6 %
1897/99	252 600	189 450	35 300	18,6 %

Im Ganzen keine wesentliche Verschiebung seit sechzig Jahren; aber doch seit 1880 merklliche Abnahme des Antheiles der Ausfuhr.

Bei der Wollindustrie habe ich lediglich die Wolle in Garn umgerechnet (in allen Jahren mit  $\frac{1}{5}$  Abgang); die verbrauchten Wollmengen aber ermittelt aus einer Addition der Mehreinfuhr und der einheimischen Wollproduktion (die ich — für die Gegenwart zu niedrig, so daß die Produktionsziffer kleiner erscheint, als sie in Wirklichkeit ist — durchgängig nach Dierckeris und Bienengravers Vorgang unter Zugrundelegung von 1,1 kg Wollertrag vom Schaf, wie er den feinen Merinoschafen entsprach, berechnet habe). Dann ergibt sich folgende Uebersicht:

In den Jahren	Verbrauch inländischen und ausländischen Garns Tonnen (rund)	Ausfuhr von Wollwaaren aller Art Tonnen (rund)	Es betrug die Exportquote (auf Garn berechnet)
1840	21 000	3 250	15,5 %
1860/61	42 000	12 500	29,8 %
1880	66 000	21 800	33,0 %
1900	156 000	29 300	18,7 %

Also Verdoppelung der Exportquote von 1840 bis 1880, Herabsinken auf halbe Höhe (fast auf das Niveau von 1840) innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte.

Ich denke, diese Beispiele werden hinreichen, um es mindestens sehr

wahrscheinlich zu machen, was ich behauptete: daß die Ausfuhr in den letzten fünfzig und noch mehr in den letzten zwanzig Jahren (Einfluß des Aufschwunges seit 1895?) einen immer geringeren Theil der Gesamtproduktion der deutschen Volkswirtschaft bildet, um es aber außer allen Zweifel zu setzen, daß die Lehre von der zunehmenden Bedeutung des Exportes sicher falsch ist.

Zweifelhafter bin ich gegenüber der Einfuhr. Jedenfalls ist es viel schwieriger, hier irgendwie verlässliche Antheilsberechnungen vorzunehmen. Daß die Landwirtschaft überhaupt erst seit einem Menschenalter mehr importirt als exportirt, ist bekannt; auch, daß sie eine (im Verhältniß zur inländischen Produktion) ständig steigende Importquote habe, dürfte anzunehmen sein. Wesentlich anders verhält es sich mit der Industrie. Hier haben offenbar die verschiedenen Gewerbebranche während des neunzehnten Jahrhunderts ein ganz verschiedenes Schicksal gehabt.

Unzweifelhaft giebt es eine große Anzahl wichtiger Industrien, die heute (im Verhältniß zur Gesamtproduktion) mehr Rohstoffe oder Halbfabrikate einführen als vor fünfzig oder hundert Jahren. Es sind alle autochthon-deutschen Industrien, die auf dem deutschen Boden erwachsen sind, will sagen: einheimische Bodenerzeugnisse (Stoffe des Pflanzen- oder Thierreiches) verarbeiteten. Hauptbeispiele: Wollindustrie, Leinenindustrie, Holzindustrie, Lederindustrie. Umgekehrt aber ist es den anderen Industrien ergangen. Sie sind vom Auslande unabhängiger geworden. Das heißt: sie führen heute weniger Theile der Gesamtproduktion ein als früher, stehen also mehr auf rein deutschem Boden, ihre Verschlingung mit anderen Volkswirtschaften ist geringer als ehemals. Sie sind Belege für die Richtigkeit der Lehre von der abnehmenden Bedeutung der weltwirtschaftlichen Beziehungen.

Hierher gehören zunächst die Industrien, die ausländische Rohstoffe verarbeiten, vornehmlich also die Baumwollindustrie. Diese haben immer allen Rohstoff einführen müssen. Sie thaten es aber früher vorwiegend in der Form von Halbfabrikaten (Garn), während heute der unverarbeitungsfähige Rohstoff (Baumwolle) nach Deutschland hereinkommt. Da nun aber das Halbfabrikat einen größeren Antheil am Werth des Gesamtproduktes hat als der Rohstoff, so machte die Einfuhr bei diesen Industrien früher einen größeren Prozentsatz von der Gesamtproduktion aus als heute. In den Jahren 1840 bis 1842 betrug im Zollverein die durchschnittliche Mehreinfuhr von

roher Baumwolle	242720 Centner,
Baumwollgarn	400874 „

Dagegen im Durchschnitt der Jahre 1898 bis 1900 die Mehreinfuhr von

roher Baumwolle	298900 Tonnen,
Baumwollgarn	10900 „

Vor sechzig Jahren wurde das Material der deutschen Baumwollin-

duſtrie noch zu etwa zwei Dritteln, heute wird es nur noch zu einem Dreißigstel in Garuform eingeführt. Man ermesse daran, um wie viel selbständiger, nationaler heute die große Baumwollindustrie dasteht als vor zwei Menschenaltern, wo sie außerdem noch ein Drittel mehr ausführte als heute.

Noch viel handgreiflicher tritt die Emanzipation vom Weltmarkt, also vom Ausland, tritt die Nationalisierung bei den Industrien in die Erscheinung, die Stoffe des Mineralreiches verarbeiten, an denen Deutschland Lager beſitzt. Das gilt vor Allem von der mächtigsten aller Industrien: der Eisenindustrie. Ueber ihren Stand im Anfang der vierziger Jahre giebt eine Zusammenstellung Auskunft, die der kundige Dieterici macht und mit folgenden ewig denkwürdigen Worten begleitet: „Sollte im Zollverein so viel Eisen mehr produziert werden, als derselbe (!) bei dem so außerordentlich gestiegenen Bedarf an Eisenbahnschienen u. s. w. mehr als früher verwendet, so müſte mehr geschafft werden nach den Zahlen von 1842:

- a) Die berechnete Mehreinfuhr von Roheisen . . . 1 117 302 Zolldr.  
 b) Das Material, das Halbfabrikat, Roheisen, zu der Mehreinfuhr von Stabeisen. Diese war 1842: 891 436 Zolldentner. 72 Centner Schmiedeeisen sind 100 Ctr Roheisen; — die 891 436 Zolldentner Schmiedeeisen ergeben also . . . . . 1 288 106 Zolldr.  
 sind 2 355 408 Zolldr.

Da der Zollverein etwa 3 Millionen Centner Roheisen produziert, so müſte diese Produktion fast um das Doppelte, näher: wie 5 : 9, sich erhöhen, wenn der Zollverein seinen Eisenbedarf aus eigener Produktion decken sollte. Es steht sehr dahin, ob Dies möglich sein wird. Wenn durch hohen Einfuhrzoll auf Roheisen auch die Konkurrenz fremden Roheisens verringert werden kann, so wird doch ein Zuschuß vom Auslande nach den hier gegebenen Zahlenverhältnissen bei dem sehr gestiegenen Verbrauch des Eisens im Zollverein nöthig bleiben und nur der Preis des Roheisens gesteigert werden. Festzuhalten ist immer, daß außer der namhaften Mehreinfuhr von Roheisen und Stabeisen auch im preussischen Staate dennoch die Produktion von Roheisen und Schmiedeeisen in der Zeit von 1840 bis 1842 nicht zurückgegangen, sondern gestiegen ist.“

Und am Schluß des Jahrhunderts? Erzeugt die deutsche Eisenindustrie nicht nur die von Dieterici oben berechneten 2½ Millionen Zolldentner mehr, sondern außerdem noch 167½ Millionen Centner! Und zwar so gut wie völlig unabhängig vom Auslande. Sie bezieht aus jenem 1/20 des Roheisenbedarfs und ebenfalls 1/20 des Bedarfs an Eisenerzen (829 000 t von 17, 9 Millionen Tonnen Jahresförderung im Durchschnitt 1898 bis 1900). Dafür liefert sie aber noch beträchtliche Ueberschüsse „einfach bearbeiteten“ Eisens, das früher auch vom Auslande kam, an dieses ab.

Ziehen wir nun in Betracht, daß auf die Montanindustrie (nach der Schätzung von 1897) vielleicht ein Drittel des Gesamtwertes der industriellen Produktion entfällt, so ist es immerhin der Erwägung werth, ob denn unsere Industrie — auch was die Einfuhr ihrer Rohmaterialien betrifft — heute in stärkerem Maße in den Weltmarkt einbezogen ist als vor fünfzig oder hundert Jahren. Im Endergebniß wird es immer unwahrscheinlicher, daß die nationale Differenzirung (wie ich die Spezialisirung der Gütererzeugung zwischen den einzelnen Volkswirtschaften nenne) heute quantitativ stärker ist als sonst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts. Qualitativ, darauf möchte ich noch hinweisen, ist sie, wie mir scheint, sicher geringer. Ich meine: die Anzahl von Nationen, die bei der Erzeugung und dem Verzehr der Produkte theilhaftig sind, ist heute kleiner als vor ein paar Menschenaltern. Die internationalen Beziehungen sind, mit anderen Worten, nicht etwa verschlungener, sondern einfacher, lockerer geworden; die einzelne Volkswirtschaft steht auch in dieser Hinsicht heute selbständiger da als vordem.

Beispiel: wiederum die Eisenindustrie. Vor sechzig Jahren war dieser Fall ein normaler: England erzeugt mit eigenen Erzen und eigener Kohle Roheisen oder Schmiedeeisen; Deutschland verarbeitet es zu Eisenwaaren; Oesterreich kauft diese: drei Staaten. Heute dagegen ist das Schema: Normalfall: Deutschland erzeugt Roheisen, Deutschland verarbeitet es, in Deutschland wird es verkauft: ein Staat; Ausnahmefall: Deutschland produziert die Eisenwaare, ein anderer Staat kauft sie: zwei Staaten.

Baumwollindustrie vor zwei Menschenaltern: Amerika liefert England die Baumwolle, Deutschland das Getreide; England spinnet Garn; Deutschland kauft es und verwebt es; Rußland ist Abnehmer des fertigen Fabrikates: vier Staaten wirken zusammen. Heute: Amerika liefert Deutschland Baumwolle und Getreide, Deutschland verarbeitet den Rohstoff bis zu Ende und verbraucht das Fabrikat selbst: zwei Staaten wirken zusammen. So ist es auch, wenn Deutschland die Baumwollwaaren nach Amerika ausführt; drei Staaten sind theilhaftig, wenn die Ausfuhr in ein drittes Land erfolgt.

Wenn ich es nun aber auch für meine Pflicht hielt, einer oberflächlichen und bei Vielen verbreiteten Anschauung entgegenzutreten, die ohne rechte Kenntniß der Sachlage eine Theorie von zunehmender „Differenzirung“ der nationalen Wirtschaften, von dem Anwachsen weltwirtschaftlicher Organisation und ähnlichen schönen Dingen sich zurechtgezimmert hat, so liegt mir, wie ich kaum ausdrücklich hervorzuheben nöthig haben sollte, nichts ferner, als die tiefgreifenden Aenderungen ableugnen zu wollen, die die Beziehungen der deutschen Volkswirtschaft zum Auslande während des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben. Nur sehe ich sie eben ganz wo anders als die Meisten, die über diese Dinge geschrieben haben.



Wenn ich die Wandlung, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland in seinem Verhältniß zu den fremden Wirthschaftsgebieten gebracht hat, in einem Schlagwort zusammenfassen wollte, so würde ich etwa sagen: Deutschland ist in diesen hundert Jahren aus einem Ausfuhrland ein Einfuhrland geworden. Mit dieser Formel ersetze ich die übliche Wendung: es sei aus einem Agrarstaat ein Industriestaat geworden. Ich könnte auch sagen: Deutschland habe sich aus einem Bodenland in ein Arbeitsland, aus einem Naturland in ein Kunstland verwandelt. Aber die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich erkläre, was ich im Sinne habe.

Unter einem Ausfuhrland verstehe ich ein Land, das den gesammten eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln und Produktionsmitteln durch Eigenerzeugung deckt und darüber hinaus einen Theil seiner aus eigenen Mitteln gewonnenen Erzeugnisse fremden Ländern abgibt. In phylokratischer Ausdrucksweise würde Das lauten: ein Land, das einen Theil seines Productnet exportirt. Fürchte ich nicht, mißverstanden und des Abfalles von dem allein seligmachenden Glauben aller wissenschaftlichen Nationalökonomien (deren Bekenntniß lautet: „ich glaube, that the annual labour of every nation is the fund which u. s. w.“) geziehen zu werden, so könnte ich auch sagen: ein Ausfuhrland ist dasjenige, welches Theile seines Bodenertrages gegen andere Bodenerträge oder gegen Arbeit — kürzer: Boden gegen Boden oder Boden gegen Arbeit — tauscht, Das aber sein Saldo immer mit Boden begleicht. Dabei ist es gleichgiltig, ob es die Erträgnisse des eigenen Bodens selbst noch weiter verarbeitet und etwa in Form von Fabrikaten ausführt (dann kauft es mit Boden + Zusatzarbeit ein): wenn nur die Bodenerzeugnisse das Plus in den Aktiven ergeben.

In einem solchen Zustande befand sich nun Deutschland vor hundert und noch vor fünfzig Jahren. Es sandte die Ueberschüsse seines Bodens theils in unverarbeitetem Zustande ins Ausland: in Form von Getreide, Wolle, Holz, Borke, Flach; theils verarbeitet: in Form von Holzwaaren, von Wollwaaren und Leinenwaaren. Diese beiden Industrien, die Wollindustrie und die Leinenindustrie, die von Alters her, auch als sie noch durchaus handwerkmäßig betrieben wurden, doch schon Exportgewerbe waren, sind recht eigentlich bodenständige Industrien Deutschlands, die nur zur Entwicklung gelangten, weil sie eine bequemere Form zur Ausfuhr von Landeserzeugnissen darboten.

Im Vorbeigehen mag bemerkt werden, daß immer dann, wenn sich ein besonders lebhaftes Exportbedürfniß in einem Lande herausstellt, dieses von einer starken Tendenz zum Freihandel erfüllt wird. So begründeten die vormaltenden Interessen des Exportagrarismus die freihändlerische Politik Preußens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die vormaltenden Interessen

des Exportindustrialismus aber leiteten die Freihandelskara der sechziger und siebenziger Jahre ein. Sobald die Einfuhrinteressen die Oberhand gewinnen, schlägt die Stimmung um: die schutzöllnerischen Bestrebungen gewinnen maßgebenden Einfluß. Das aber war für einzelne Industrien (Eisen- und Garnindustrie) in Deutschland die Sachlage um die Mitte des Jahrhunderts; für die überwiegende Mehrzahl aller agrarischen und industriellen Gewerbe aber ist es die Situation seit Ende der siebenziger Jahre.

Deutlich vermögen wir wahrzunehmen, wie der Umschwung sich vollzog. Der Kapitalismus — und zwar in erster Linie der gewerbliche Kapitalismus — hat ihn bewirkt: wer anders sollte diese Gewalt im neunzehnten Jahrhundert besitzen, Staaten auf andere Grundlagen zu stellen, als die waren, auf denen sie Jahrhunderte lang ruhten?

Schon seit einiger Zeit hatte es das Kapital für vortheilhaft erachtet, fremde Bodenerzeugnisse mit den einheimischen in Wettbewerb treten zu lassen, auch als diese noch beträchtliche Ueberschüsse lieferten: man schlug das Leinen und den Wollstoff durch das billigere Fabrikat aus Baumwolle aus dem Felde. Hier war der Grund der Einfuhr von Produktionsmitteln die Minderwerthigkeit des neuen Konkurrenzstoffes gewesen. Die Baumwolle blieb aber doch eine Ausnahme. Die grundsätzliche und allgemeine Neuordnung der Dinge nahm erst ihren Anfang, als unter dem Einfluß des gewerblichen Kapitalismus sich die Industrie immer weiter ausdehnte und mit ihren Folgeerscheinungen: Zunahme der Bevölkerung und Städtebildung behufs Beschaffung der erforderlichen Produktionsmittel, so hohe Anforderungen an die Erzeugnisse des vaterländischen Bodens stellte, daß sie entweder technisch oder doch wenigstens wirtschaftlich (zu annehmbaren Preisen) nicht mehr von der einheimischen Landwirtschaft befriedigt werden konnten. Der innere Markt sog zunächst alle Bodenüberschüsse auf, die früher ausgeführt worden waren. Bald aber genügten die Bodenerträge — trotz ihrer außergewöhnlich starken Vermehrung — nicht mehr, um den Bedarf der Industrie an Produktionsmitteln (wozu ich natürlich auch Getreide und Vieh rechne) zu decken. Um den Folgen dieser mißlichen Knappheit zu entgehen, gab es zwei Auswege. Deutschland hat sie beide beschritten. Der eine führte unter die Erde im eigenen Lande, der andere auf die Böden fremder Länder.

Unter der Erde im eigenen Lande fanden die deutschen Produzenten Cementlager, Kalisalzlager, vor Allem aber natürlich Kohlen- und Eisenerzlager. Verdrängung der organisirten Materie durch die organisirte lautet, wie wir wissen, die Lösung, unter der ein Theil der modernen Industrie ihren Siegeslauf angetreten hat. Jeder eiserne Träger, jeder eiserne Raß macht einen Baum im heimischen Walde entbehrlich. Der künstliche Dünger erzeugte eine Menge Vieh, die Anilinfarben gaben die Ackerflächen, die ehemals

mit Krapp oder Waid bestanden waren, zu anderer Verwendung frei. Aber es ist einleuchtend, daß hierdurch nicht voller Ersatz für die knapper werdenden Bodenerzeugnisse geschaffen werden konnte. So mußte man denn den anderen Ausweg wählen: man mußte die Ernten fremder Länder zu Hilfe nehmen, um sich die Elemente für die nationale Produktion zu verschaffen. Was Deutschland heute vom Auslande einführt, sind zu vier Fünfteln Produktionsmittel: 1900 für etwa 4800 Millionen Mark von 6000 Millionen Mark, während noch 1840 über zwei Fünftel der Gesamteinfuhr aus genussreifen Gütern bestand, und zwar überwiegend Kolonialien und verwandten Genussgütern.

Sofern nun die eingeführten Produktionsmittel zur Erzeugung von Lebensmitteln dienen oder auch genussreife Lebensmittel über die Grenze kommen, wird in wachsendem Maße die Möglichkeit geschaffen, die übrigen Produktionsmittel als Rohstoffe hereinzunehmen und den Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland zu verlegen. Das bedeutet zunehmende Tendenz, Wolle, Baumwolle, Flachß, Hanf und Jute statt Garn, Häute statt Leder, Erze statt Roheisen einzuführen. 1880 entsprach einer Spinnstoffeinfuhr von 327 500 t eine Garneinfuhr von 39 400 t; 1900 war jene auf 667 100 t, diese auf nur 57 300 t angewachsen. 1880 wurden neben 31 500 t Häuten noch 5723 t Leder eingeführt, 1900 neben 60 000 t Häute nur noch 2660 t Leder. 1880 betrug die Menge der eingeführten Erze nur wenig mehr als das Doppelte (607 007 t) des eingeführten Roheisens (238 572 t): im Durchschnitt der Jahre 1898/1900 fast das Siebenfache.

In der vorhin beliebten Ausdrucksweise heißt Das: Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. Was ihm fehlt, ist Boden und wieder Boden, Boden der tropischen, besonders aber Boden der gemäßigten Zone.

Das scheint mir in der That die Pointe der ganzen Umwälzung zu sein, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland gebracht hat. Am Anfang bot der Boden des Deutschen Reiches so viel Raum, daß neben dem eigenen Volk noch fremde Völker mit darauf stehen konnten. Am Schluß sind die fremden Völker längst davon verdrängt (Deutschland führt allerdings auch jetzt noch Bodenerzeugnisse aus, aber doch eben längst nicht so viele, wie es fremde einführt), die deutsche Nation hat aber selbst keinen Platz mehr und hat immer mehr Auslandsboden mit Beschlag belegen müssen. Anders ausgedrückt: vor hundert Jahren trug der deutsche Boden die deutsche Volkswirtschaft ganz und einige Theile fremder Volkswirtschaften außerdem; heute ist das Fundamentum der deutschen Volkswirtschaft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, tief in fremde Länder hinein ausgedehnt worden.

Breslau.

Professor Dr. Werner Sombart.



## Schopenhauers Vierfache Wurzel.

Schopenhauer hat nicht nur manches Licht auf das Wesen der Sprache gelenkt; er hat auch die Kritik der Sprache dadurch gefördert, daß er sie als Werkzeug des Erkennens ehrlicher, schöner und dichterischer handhabte als irgend ein deutscher Philosoph vor ihm. Dazu kommt für mich noch ein anderer Grund, mich eingehend mit Schopenhauers Begriffswelt zu beschäftigen. Wie so viele meiner Altersgenossen, stand ich als Student blind unter dem Einfluß seines Geistes. Ich glaubte, durch seine Werke zur Lösung der Welträthsel gelangt zu sein, und beantwortete mir jede Frage mit seinen Worten. Ich hatte vorher nichts kennen gelernt, was sich mit erkenntniß-theoretischen Problemen berührte, und erst über Schopenhauer hinweg gelangte ich langsam zur Kenntniß der philosophischen Anschauungen, die vor ihm aufgestellt worden waren. Seine Formulirung der erkenntnißtheoretischen Fragen war mein Ausgangspunkt. So habe ich eine lange Arbeit darauf verwandt, mich von Schopenhauers Begriffen oder Worten zu befreien; und da diese Begriffe oder Worte fast allgemein in den Köpfen des heutigen Geschlechtes spuken — zu den Jüngeren sind sie auf dem Umweg über Nietzsche gekommen —, so dürfte diese Selbstbefreiung auch Anderen nützlich werden.

Seine erkenntnißtheoretischen Gedanken stehen nirgends so dicht beisammen wie in der zweiten Auflage seiner Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.“ Er war fünfundzwanzig Jahre alt, als er diese Schrift mit der Selbstsicherheit der Abstraktion zuerst verfaßte; er war beinahe sechzig Jahre alt, als er sie mit der erhöhten Selbstsicherheit der Rechthaberei zur Grundlage seines fertigen Systems umschuf.

An die Spitze der Untersuchung stellt er das Gesetz der Homogenität, das uns heiße, durch Aufmerken auf die Ähnlichkeiten und Uebereinstimmungen der Dinge, Arten zu erfassen, diese eben so zu Gattungen und diese zu Geschlechtern zu vereinen, bis wir zuletzt zum obersten, Alles umfassenden Begriff gelangen. „Da dieses Gesetz ein transzendentes, unserer Vernunft wesentliches ist, setzt es Uebereinstimmung der Natur mit sich voraus.“ Hier, an der Schwelle seiner Gedankenwelt, sehen wir sofort, daß unsere Resignation, unsere Einsicht in die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache für Schopenhauer immer unerreichbar bleiben mußte. Denn was er ein Gesetz der Vernunft nennt, ist für uns eben nur das Wesen der Sprache, und zwar nicht ihr Gesetz, sondern ihre armsüchtige Entstehung. So gelangt er zu dem unvorstellbaren Begriff, daß die Natur mit sich übereinstimme, während wir uns nur mit der ewigen Frage abquälen, ob die Sprache mit der Natur übereinstimme, ja, ob wir über diese Uebereinstimmung jemals zu einem Urtheil gelangen können. Unter den Formeln des Satzes vom zureichenden Grunde

wählt Schopenhauer die wolfsische als die allgemeinste: „Nichts ist ohne Grund, warum es sei.“ Er sieht nicht die Banalität, die dieser Satz für jeden Nichtphilosophen enthält; er sieht nicht, daß ihm eine Definition des Begriffes „Grund“ oder „Ursache“ fehle, daß der Satz außerdem, wie jede Fassung des berühmten Trägheitsgesetzes, nur eine Negation sei, daß er also in seiner allgemeinsten Behauptung etwas vollkommen Unklares von der Nichtwelt aussage.

In einer historischen Uebersicht giebt er sich Mühe, zu beweisen, daß man vor ihm die verschiedenen Arten des Grundes oder der Ursache nicht deutlich unterschieden habe; er zeigt die Unsicherheit des Aristoteles und führt ein Sophisma des Sextus Empiricus an; ohne herauszufühlen, daß wir noch heute über solche Wortspiele nicht hinausgekommen sind. Er selbst macht von den vier Arten der Ursache, wie sie die Scholastiker aufstellten — den materiellen, den formalen, den wirkenden Ursachen und den Endursachen — reichlichen Gebrauch. Besonders den Unterschied zwischen Erkenntnißgrund und Realgrund beschreibt er gut und schenkt es dem Spinoza nicht, daß er gegen diese Elementarweisheit gefehlt habe. Ueber die Lehre Humes, der Satz selbst sei unbewiesen, der Begriff der Kausalität sei also kein philosophischer, geht er leicht hinweg. Jeder Beweis, also auch der der Kausalität, enthalte schon den Begriff des Grundes oder der Ursache; also wäre jeder solcher Beweis ein Zirkelschluß. Und Schopenhauer merkt nicht, daß er nur das Wortspiel des Sextus Empiricus dabei wiederholt. Der hätte witziger gesagt: „Wenn Einer behauptet, es gebe keine Ursache, so hat er zu dieser Behauptung entweder keine Ursache oder er hat eine. Hat er keine Ursache, so ist seine Behauptung werthlos; hat er eine, so giebt es eben Ursachen.“ Al' solches Geschwätz, so philosophisch es sich auch einkleiden mag, ist immer nur ein Zeichen dafür, daß uns eine Definition des Begriffes „Ursache“ fehlt. Ich bin weit entfernt davon, diese Definition auffinden zu wollen. Ursache ist ein mythologischer Begriff; wie denn ganz folgerichtig Gott die letzte Ursache genannt wird. Mythologische Figuren lassen sich besser glauben als definiren. Nur sprachlich beschreiben läßt sich das Wort Ursache; wobei ich die Bemerkung einfüge, daß die Vorülbe „ur“ etymologisch unserm „aus“ vorausgeht und im Althochdeutschen auch als Präposition „aus“ vorhanden ist, so daß Ursache ganz handgreiflich metaphorisch die Sache ist, aus der eine andere hervorgeht oder erschlossen wird. Diese Etymologie lebt aber nicht mehr in unserem Sprachgefühl. Uns ist Ursache immer Das, was auf die Frage „Warum?“ als Antwort erwartet wird. Man hat diese Frage sehr feierlich behandelt und man hätte den Menschen wohl auch das fragende Thier nennen können; dann muß man auch die Erwartung einer Antwort feierlich nehmen. Wir aber sehen in der Reugier des Menschen, in seinem ewigen Warum nur die einzige Erkenntniß, deren der Mensch ähig ist, die Erkenntniß seines Nichtwissens. Wir fragen unaufhörlich:

Warum fällt dieser Regentropfen, warum trägt dieser Strauch Rosen, warum sagst Du Das und Das? Jede beliebige Antwort, bei der der Frager sich für einen Augenblick beruhigt, nennen wir eine Ursache. Eine Antwort, bei der wir uns dauernd beruhigen könnten, giebt es nicht. In der Wirklichkeit giebt es keine Ursache. Für die Betrachtung der Sprache ist es aber traurig belustigend, daß wir in dem Begriff „Ursache“ nur darum etwas Werthvolles zu besitzen glauben, weil es Fragen auf der Welt giebt. So erklären wir auch den Nominativ damit, daß er der Frage „wer oder was?“ entspräche; und wir Narren hören nicht, daß wir mit „wer oder was?“ nur darum fragen, weil es eben der allgemeinste Nominativ ist.

Schopenhauers Bild von den „Wurzeln“ des zureichenden Grundes will ich einstweilen übergehen und an seinen vier Klassen zeigen, daß er regelmäßig nicht sieht, wie seine Ursache oder sein Grund jedesmal eine andere sprachliche Bedeutung hat, aber auch nur eine sprachliche.

In seiner ersten Klasse ist die Ursache Das, was wir uns alltäglich bei diesem Worte denken. Wir pflegen zu sagen, daß jedes Ereigniß eine Ursache habe und haben müsse. Genauer: jede Veränderung in der ganzen weiten wirklichen Welt ist eine Folge des vorausgegangenen Zustandes, der wieder eine Folge des ihm selbst unmittelbar vorausgegangenen Zustandes ist. Wir wissen von Dem, was wir Ursache nennen, absolut nichts Anderes, als daß es in der Zeit der Folge vorausgehe. Und als ob sich die Sprache über uns lustig machen wollte, heißt „Folge“, also der der Ursache vollkommen entsprechende Begriff, nichts weiter als Das, was der Zeit nach das Spätere ist. Noch eine andere sprachliche Eigenthümlichkeit des Begriffes Ursache hätte Schopenhauer bemerken müssen; er hat nur einen Theil davon bemerkt: und diesen unrichtig. Wenn ich, zum Beispiel, ein Brennglas in der schicklichen Entfernung von meiner Hand halte und nun durch Wegziehen einer Wolke, die bis dahin die Sonne verdeckt hat, eine Schmerzempfindung in meinem Gehirn notirt wird, so sind alle Bedingungen, die zusammen wirken müssen, die Ursachen meiner Schmerzempfindung: die chemische Zusammensetzung meiner Haut, die physiologische Einrichtung meiner Nerven, die physikalischen Eigenschaften des Brennglases und schließlich der Wind, der die Wolke fortbewegt hat. Allgemein ausgedrückt: der allgemeine Zustand, der in dem Augenblick vorher vorhanden war, ist die Gesamtheit der Ursachen, welche die Veränderung (meine Schmerzempfindung) zur Folge haben. In Wirklichkeit haben all diese Abstraktionen mit meiner Schmerzempfindung nichts zu thun. Zum Beispiel ist nicht, was man die Wärme der Sonne nennt, abstrakt eine der Ursachen, sondern — um mich der Sprache der augenblicklichen Wissenschaft zu bedienen — die ganz bestimmte Molekularbewegung, die von der in der ganz bestimmten Entfernung in einem ganz

bestimmten Augenblick an ihrem Ort befindlichen Sonne ausgeht. Eben so ist nicht das Abstraktum Nervensystem eine Ursache meines Schmerzes, sondern wieder eine ganz bestimmte und wirkliche, an Zeit und Raum gebundene Molekularbewegung. Ich mache für das Folgende darauf aufmerksam, daß diese Art Ursache, die Kausalität oder (nach Schopenhauer) der zureichende Grund des Werdens, zwar aus der Zeit allein erklärt wird, in Wirklichkeit aber jedesmal in Raum und Zeit thätig sein muß.

Es ist nun gewiß, daß jede Veränderung eine Folge des unmittelbar vorausgegangenen Gesamtzustandes ist; es ist ferner gewiß, daß es ein unwissenschaftlicher Sprachgebrauch ist, wenn die zuletzt eingetretene Veränderung des vorausgegangenen Gesamtzustandes gewöhnlich die Ursache genannt wird. Wenn, in dem gewählten Beispiel, meine Schmerzempfindung eintritt, so wird in der Umgangssprache das Begründen der Wolke leicht die Ursache genannt werden. Ein Bißchen Aufmerksamkeit genügt, um einzusehen, daß die Form des Brennglases u. s. w., daß alle anderen Bedingungen des Ereignisses eben solche Ursachen sind. Für ein empfindliches Sprachgefühl liegt die Sache noch klarer. Das Begründen der Wolke ist eigentlich die Ursache, die Hauptursache, die Gelegenheitsursache nur für die mitverständene stille Frage: „Warum brennt es jetzt?“

Was ist also Das, was wir die Ursache eines Ereignisses nennen? Offenbar doch nur unter allen Bedingungen dieses Ereignisses die, auf die unser Interesse im gegebenen Augenblick gerade die Aufmerksamkeit richtet. Halten wir daneben, daß eigentlich die gesammte Weltlage in jedem Augenblick den nächsten Augenblick bestimmt, daß also unsere Aufmerksamkeit unter Umständen auf die entlegensten unter den unmittelbar vorausgegangenen Veränderungen gerichtet werden kann, so wird der Begriff der Ursache noch unzuverlässiger. In unserem Beispiel ist meine Schmerzempfindung das neue Ereigniß. Diese Schmerzempfindung ist in ihrer Stärke beeinflusst durch den Zustand meines Nervensystems, der wieder mit meinem gesammten Körperbefinden zusammenhängt, das wieder abhängig ist von Seelenerregungen, von Blutverhältnissen in Folge aufgenommener Nahrung u. s. w. Das Ereigniß ist nun nicht eine abstrakte Schmerzempfindung, sondern meine nach Zeit und Raum und Stärke ganz fest umschriebene Empfindung. Ich kann also ganz gut meine Aufmerksamkeit so einstellen, daß ich dieses oder jenes Nahrungsmittel, diese oder jene seelische Erregung, diese oder jene Geistesanstrengung (also wieder eine Richtung der Aufmerksamkeit) die Ursache meiner wirklichen Schmerzempfindung nenne. Es ist für Metaphysiker gewiß bedauerlich, daß man das große Gesetz der Kausalität nicht anders beschreiben kann als: die Summe sprachlicher Bezeichnungen für die einer Folge vorausgegangene Zustände, auf die unsere Aufmerksamkeit gerichtet ist. Schopenhauer, der diese werthlose

Abstraktion für ein apriorisches Gesetz erklärt und doch heimlich empfinden mag, daß nur die einzelnen Veränderungen wirklich sind, erfindet sich eine besondere Mythologie für die Naturkräfte, die ungefähr wie absolute Statthalter eines noch absoluteren Monarchen, „allgegenwärtig und unerschöpflich“, die einzelnen Provinzen beherrschen. Er hat Recht, wenn er sagt, Naturkräfte seien keine Ursachen; denn Abstraktionen können niemals Ursachen sein. Die menschliche Sprache aber kennt nichts als Abstraktionen, nennt die engeren eben so wie die weiteren Abstraktionen Ursachen; und so scheint es mir unwesentlich, ob die Anziehungskraft der Erde oder ob die Gravitation die Ursache genannt wird, warum der Stein fällt.

Der Standpunkt Schopenhauers, den er nach Kant und den Engländern einnimmt, als ob er ihn erobert hätte, führt ihn alsbald dazu, auch wieder den Elementarschnitzer zu begehen, den er an Spinoza gerügt hat. Er stellt sich vor, daß im menschlichen Gehirn ein besonderes Organ für die Erkenntniß der Kausalität vorhanden sei, der Verstand nämlich. Und es soll nicht geleugnet werden, daß seine deutliche Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft sehr nützlich gewesen ist, wenn auch nur zur sauberen Befestigung beider Begriffe. Das Verstandesorgan aber soll das Monopol besitzen für die richtige Auffassung von Ursache und Folge; daß Schopenhauer die Thätigkeit dieses Verstandes bald vor aller Erfahrung vorhanden sein läßt, bald „nach erlangter Uebung“ wirksam: Das nur nebenbei. Aber er schiebt dem Verstande noch eine Funktion zu, nämlich die Erkenntniß der Welt selbst. Nach dieser Anschauung ist die farbige, lebendige Welt um uns herum einzig und allein im menschlichen Verstand und durch den menschlichen Verstand. Da kann ich den Verdacht nicht loswerden, daß die Veränderungen in unserem Nervensystem, die reale Folgen irgend welcher unsähhbaren realen Ursachen zu sein scheinen und die erst im menschlichen Verstand zu Realkursachen unserer Wahrnehmungen werden, zu gleicher Zeit auch für den selben Verstand Erkenntnißgründe für die Annahme seiner Außenwelt sind.

Die Zweitheilung in Verstand und Vernunft zieht sich durch Schopenhauers ganze Erkenntnißtheorie. Es ist merkwürdig: Beide zusammen machen den menschlichen Intellekt aus, der in Schopenhauers Schädel im Stande sein soll, die Welt zu begreifen; keinem der Theile aber des Intellektes würde man das Einzelne nicht zumuthen, weil jedes Thier doch Verstand und jeder Tropf Vernunft hat. Der tröpfischen Vernunft soll es gegeben sein, denken, die Welträthsel in ihren höchsten Abstraktionen begreifen zu können; der thierische Verstand soll genügen, um die Kausalität der Welt zu fassen, die unendliche Kette von Ursache und Wirkung. Man könnte es auch so ausdrücken, daß nach Schopenhauer die Welt Materie sei und daß für eine Einücht in den Materialismus der thierische Verstand genüge, daß die



Welt aber auch immateriell sei und daß die tröpffische Vernunft den Idealismus errathe. Mit den wirkenden Ursachen beschäftigt sich der Verstand, mit den Ursachen unserer Erkenntniß beschäftigt sich die Vernunft. An das Vorhandensein von Ursachen glaubt Schopenhauer wie ein Katholik an seine Heiligen. Und so ist es eine unbewusste Schlaueit von ihm, wenn er den Begriff der Ursache nicht auf die Materie selbst oder auf das Weltganze angewendet wissen will. Wie dem theologisch gebildeten Katholiken Gott doch noch über den Heiligen steht, so steht dem Metaphysiker Schopenhauer die Materie über den Veränderungen, die aus Ursachen an ihr vorgehen. Er steckt so tief in seiner eigenen Mythologie, daß er nicht hört, nicht schon aus dem Wortklang heraushört, wie Materie, Weltganzes u. s. w. nicht wirken können, weil sie nicht wirklich sind. Er hat eben nicht erkannt, daß die abstrakte Sprache unbrauchbar ist für Erkenntniß der Wirklichkeit. Dies wird über allen Zweifel klar, wenn Schopenhauer von der Klasse der wirkenden Ursache zu den Ursachen des Erkennens übergeht, zu den Erkenntnißgründen, von der Naturwissenschaft zur Logik, vom Verstand zur Vernunft.

Hundertmal auf seinem Wege kommt Schopenhauer an eine Stelle, wo ihm deutlich werden müßte, daß die Vernunft, durch die sich auch nach ihm, dem Thierfreund, der Mensch vom Thier unterscheiden soll, identisch ist mit der menschlichen Sprache. Sogar die Thatfache, daß die Worte der Sprache niemals an die Wirklichkeit heranreichen können, dämmert ihm auf, wenn er sagt: „Dem Verstand gehören gewisse Gedanken an, die lange im Kopf herumziehen, gehen und kommen, sich bald in diese, bald in jene Anschauung kleiden, bis sie endlich, zur Deutlichkeit gelangend, sich in Begriffe fixiren und Worte finden. Ja, es giebt deren, welche sie nie finden; und leider sind sie die Besten: *quas voco meliora sunt*, wie Apulejus sagt.“ Aber auch er steckt zu tief in der Scholastik oder im Wortaberglauben, um aus dem Labyrinth herauszufinden. Er glaubt an die Existenz von Ursachen und sucht darum nach Ursachen für die Wahrheit von Urtheilen. Es sind ihm, wie Allen, die Erkenntnißgründe. Wir jedoch lernen, daß alle Urtheile nur tautologische Auseinanderlegungen von Begriffen oder Worten, daß die Worte oder Begriffe nur Erinnerungen an unsere Sinneindrücke sind. Tautologien brauchen keinen logischen Beweis. Und Erinnerungen sind, wenn unsere mangelhafte Physiologie sie auch noch nicht beschreiben kann, eben auch nur Wirkungen innerhalb der Wirklichkeitwelt, die also keine Erkenntnißgründe brauchen, sondern nur Das, was man auch sonst wirkende Ursachen nennt.

Zu der Beobachtung, daß all seine tiefsinnigen Spekulationen nur Belustigungen der Sprache seien, konnte Schopenhauer durch seine eigene Bemerkung kommen, daß in den romanischen Sprachen für Erkenntnißgrund und Vernunft nur ein einziges Wort vorhanden sei, wie im Französischen

„raison“; daß ferner der griechische Ausdruck, der umfassend für Vernunft und alle mögliche geistige Thätigkeit ausreichen muß, λογος, vor Allem „Wort“ bedeutet. Im Deutschen klingt es noch nach Etwas, wenn man sagt, die Vernunft herrsche über die Erkenntnißgründe; im Französischen wäre es eine greifbare Albernheit. Ein König, der mit seinem einzigen Unterthanen identisch ist, würde doch auf der Welt wenig Achtung einflößen.

Schopenhauer glaubt an Ursachen des Werdens, die auch in der Umgangssprache Ursachen genannt zu werden pflegen; er glaubt ferner an ein Erkennen und an dessen Ursachen, die er mit dem technischen Ausdruck Erkenntnißgründe bezeichnet; er glaubt endlich, außer an die Wirklichkeitswelt und ihre Erkenntniß, an ein besonderes, von Beiden verschiedenes Sein der Dinge und denkt dabei zunächst an die Lage der Dinge im Raum, an ihre geometrischen Verhältnisse. Die geometrischen Verhältnisse oder Gesetze müssen aber nach der Gewohnheit unseres Denkens auch auf irgend Etwas zurückzuführen sein, das ihre Grundlage bildet, den Grund ihrer Lage, und diesen nennt Schopenhauer die Ursache des Seins, was sich als ratio essendi viel vornehmer ausnimmt. Die Zusammenwerfung der wirkenden Ursachen und der Erkenntnißgründe unter dem gemeinsamen Begriff der Ursache ist so alt und für das Bedürfniß der Menschheit, ihre Unwissenheit wenigstens symmetrisch aufzubauen, so verlockend, daß auch bessere Köpfe nicht leicht begreifen, wie wenig die Begriffe Ursachen und Gründe mit einander zu thun haben. Daß aber die Anreihung der Grundlage des Seins an diese beiden Begriffe ein unbewußter Wortwitz sei, sollte doch schneller klar werden können. Das Ursachen und Gründen Gemeinsame ist doch wenigstens ihr zeitliches Verhältniß zu ihren Folgen und Folgerungen. Die Ursache geht der Wirkung zeitlich voraus, sie kann auf die Wirkung nicht folgen; es giebt keine sogenannte Wechselwirkung zwischen Ursache und Wirkung, — ein wahnsinniges Wort. Ferner geht der Erkenntnißgrund der Schlußfolgerung zwar nicht in Wirklichkeit voraus, aber doch jedesmal im bewußten Denken; eine Wechselwirkung zwischen Erkenntnißgrund und Folgerung ist also wenigstens in der bewußten Logik ein Unsinn. In den Raumverhältnissen der Geometrie aber, für die Schopenhauer besondere Seinsgründe aufstellen möchte, ist die Wechselwirkung die selbstverständliche Regel. In den Verhältnissen zwischen den Seiten eines Dreiecks und seinen Winkeln kann man unzweifelhaft die Winkel die Grundlage für die Seiten nennen und umgekehrt; die Ellipse wird durch ihre Brennpunkte und Leitstrahlen bestimmt und umgekehrt; jeder Schüler der Geometrie kennt diese Wechselwirkung. Daraus allein ist ersichtlich, daß die Grundlagen des geometrischen Seins mit den unbedingt vorausgegangenen Ursachen von Wirkungen begrifflich nicht das Mindeste zu thun haben können, daß ein Zufall der Sprachgeschichte nur ähnliche Worte verwendet hat und daß man

mit gleichem Recht Bauer (Landmann) und Bauer (Käfig) geistreich unter einen Gesamtbegriff knebeln könnte. Ganz leise deute ich hier auch darauf hin, daß Schopenhauer bei dieser besonderen Behandlung der Raumbegriffe eine Konfusion anrichtet. Es ist doch auch für ihn klar, daß Raum und Zeit zusammengehören, wenn er auch den Gedanken, daß die Zeit die vierte Dimension der Wirklichkeit sei, nicht anschaulich aufzufassen vermag. Nun vollzieht sich der ewige Wechsel in der Welt, der Wirklichkeit oder Kausalität heißen kann, einzig und allein in der Zeit; also gehört der Begriff der Zeit unweigerlich zu dem Verhältniß von Ursache und Wirkung. Ihm wird deshalb nicht wohl dabei, wenn er die Grundlage des Seins auch für die Zeit aufsucht, für die Arithmetik, deren Zahlen man sich als in der Zeit ablaufend vorstellen kann. Immer wieder kehrt er zur Geometrie zurück, die er gern (eben als eine neue Klasse von Begriffen) auf die Anschauung begründen möchte, statt auf Erkenntnißgründe, wie es die Lehrbücher seit zweitausend Jahren thun. Aber das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung erfordert nicht nur die Zeit, sondern auch den Raum; jede Veränderung geht in der Zeit vor sich, aber auch im Raum. Was also am Raum wirklich ist, Das kann schon bei der ersten Klasse der Ursachen nicht übersehen werden.

Ein Beispiel, das Schopenhauer selbst falsch verwerthet, wird uns zeigen, wie die Sprache sich zu günstiger Stunde dagegen sträubt, den Begriff der Ursache oder des Grundes so sinnlos zu zerspalten, wie es Schopenhauer den Scholastikern nachthut. Es ist offenbar das Verhältniß von Ursache und Wirkung, wenn draußen die Junisonne scheint und darauf die Quecksilbersäule im Thermometer bis zum fünfundzwanzigsten Strich steigt. Es ist offenbar ein sogenannter logischer Gedankengang, wenn ich aus meinem kühlen Zimmer durch die Fensterscheibe die Quecksilbersäule bis zum fünfundzwanzigsten Strich steigen sehe und danach vermüthe, draußen sei es bedeutend wärmer als in meiner Stube. Es ist endlich ein geometrisches Verhältniß, wonach der fünfundzwanzigste Strich auf dem vierten Theil der hunderttheiligen Skala gefunden worden ist. Allgemein kann man es so ausdrücken, daß jedesmal ein Grund vorhanden war; aber doch nur, weil unser deutsches Wort Grund eben so vieldeutig, so undefinirbar ist wie etymologisch unerklärbar. Unsere Konjunktion des Grundes „weil“ weist auf Grund und Ursache hin, denn sie ist ja ursprünglich eine Zeitpartikel. Trotzdem ist die Sprache wieder fein genug, die verschiedenen Klassen der Ursachen nicht vermischen zu lassen. „Das Thermometer steigt, weil es warm ist“: Das ist ein klassischer Fall für das Verhältniß von Ursache und Wirkung. Weil wir die Beobachtung auf den allgemeineren Satz der Ausdehnung durch die Wärme zurückführen können und weil das Thermometer nach der Entdeckung solcher Weisheit erfunden wurde, sind wir geneigt, in unserem Satz eine Erklärung zu sehen.

Wir nennen es ja immer eine Erklärung, wenn wir neben eine Wirkung ihre sogenannte Ursache stellen, wie wir Gestern sagen, bevor wir Heute aussprechen. Leisten wir auf solchen Selbstbetrug Verzicht, so wird unser Satz nur bedeuten und lauten können: „Das Quecksilber steigt, sobald es warm ist.“

Nun zum Erkenntnißgrund. Kein Mensch mit einigem Sprachgefühl wird mit gutem Gewissen sagen können: „Es ist draussen warm, weil das Quecksilber gestiegen ist“. Das „weil“ giebt nach jetzigem Sprachgebrauch die Ursache an; wenn der Erkenntnißgrund eine Ursache wäre, könnte die Konjunktion nicht so präde sein, sich zu weigern. Wir aber können höchstens sagen: „Weil das Quecksilber steigt, darum sage ich, meine ich (u. f. w.), es werde draussen warm sein“. Man achte auf den Unterschied. Erst wenn ich statt der Thatsache mein Urtheil setze, kann ich das Steigen des Thermometers einen Grund oder eine Ursache nennen; und es ist dann eine wirkliche, eine wirkende Ursache. Früher mußte die Sonne mir erst direkt auf die Haut brennen, bevor meine Empfindung zu dem Urtheil führte, es sei warm; jetzt vollzieht das Gehirn schon aus der Entfernung das Urtheil, durch das Auge. Der Tod des Hirsches ist eine Wirkung, einerlei, ob eine starke Hand ihn mit einem Steinbeil erschlagen hat oder ob mein nervöser Finger nur den Hahn eines Schießgewehrs berührte.

Auf die Eintheilung des Thermometers in hundert Grade und auf die räumliche Grundlage dieser Striche gar die Konjunktion „weil“ angewenden, verweigert die Sprache durchaus.

Schopenhauers angestrengte Bemühungen, die vier Klassen des Grundes oder der Ursache (ich weiß nicht, ob zur wirkenden Ursache, zum Erkenntnißgrunde, zur mathematischen Unterlage oder zum Motiv) seines Systems zu machen, erinnern mich an eine Bemerkung von W. R. Clifford in einem Vortrage „Ueber die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens“. Es ist ein Mischmasch von Straßenweisheit und feinsten Kritik. Clifford sagt: „Das Wort Ursache hat 64 Bedeutungen bei Platon und 48 bei Aristoteles. Das waren Männer, die so genau wie nur möglich wissen wollten, was sie meinten; wie viele Bedeutungen aber nun das Wort in den Schriften von Leuten gehabt hat, die sich nicht bemüht haben, zu wissen, was sie meinten, wird hoffentlich niemals zusammengerechnet werden.“ Würde man bei Schopenhauer oder bei irgend einem anderen Philosophen solche Worte jedesmal genau so definiren, wie sie an jeder Stelle allein gemeint sein können: wir würden eben so viele Bedeutungen wie Stellen erhalten. Jedenfalls hat bei Schopenhauer das Wort in seiner grundlegenden Abhandlung keine einheitliche Bedeutung; und wo die verschiedenen Bedeutungen dennoch zusammenfallen, da ist ihm dieser merkwürdige Vorgang nicht bewußt. Das ist besonders deutlich bei der vierten Klasse seiner Ursachen: den Ursachen des menschlichen Handelns, den Motiven.

Es ist eins der stärksten Verdienste Schopenhauers, daß er die Unfreiheit der menschlichen Willensakte immer rücksichtslos behauptet und in seiner Preischrift meisterhaft bewiesen hat. Nach seiner Lehre ist die Bewegung des Steines um nichts nothwendiger als die That eines bestimmten menschlichen Charakters auf ein wirkendes Motiv hin. Es mußte ihm also klar werden und ist ihm auch klar, daß die Motive des menschlichen Handelns zu den wirkenden Ursachen gehören, also in seiner Sprache zu der ersten Klasse der zureichenden Gründe. Freilich ist uns der materielle, der physiologische Zusammenhang zwischen einem ausgesprochenen Wort und unserer darauf nothwendig folgenden Handlung nicht bekannt, wir haben nur abstrakte Worte für die Zwischenglieder des Prozesses; aber wir wissen schon, daß wir auch für die Veränderungen in der physikalischen Welt nur Worte haben, daß uns auch da der eigentliche Vorgang ein Mysterium ist. Es lag also für Schopenhauer ursprünglich und vom Standpunkt seiner Erkenntnistheorie kein Grund vor, die Motive zu einer besonderen Klasse der Ursachen zu machen. Aber immer wieder verwechselt Schopenhauer die wirklichen menschlichen Handlungen mit dem abstrakten menschlichen Willen, den er noch mythologisch ins Ungeheure vergrößert, bis er aus ihm die letzte Ursache, den Urgrund der beiden Welten, der Wirklichkeitwelt und der metaphysischen Welt, gestalten kann. Dieser menschliche Wille wäre aber ein gar zu armseliges Ding, wenn er zu der ersten Klasse der „Objekte für das Subjekt“, wenn er zu der ersten Klasse der Ursachen gehören würde. Dann wäre der menschliche Wille eben nichts weiter als das Wesen, der Charakter des einzelnen Menschen, wie die Eigenschaften lebloser Dinge für ihn das Wesen und der Charakter dieser Dinge sind. Da Schopenhauer den menschlichen Willen, dieses Abstraktum des gefälschten Selbstbewußtseins, für etwas höchst Reales hält, eigentlich für das einzige Reale im Weltgebäude, so wird ihm dieses Abstraktum, das wir Alle in unserem Selbstbewußtsein als ein vieldeutiges Wort vorfinden, zu einer unvergleichlichen Entdeckung; und die Beobachtung, daß Menschen nach Motiven handeln, trennt sie auf einmal von der übrigen Welt. Motivation muß darum etwas total Anderes sein als Ursächlichkeit. „Die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen.“ Mit diesem Satz ist Schopenhauer ungefähr bei der „unmittelbaren Anschauung“ Schellings angelangt, für die er sonst nicht Spott genug hat. Das Alles dem Willen zu Liebe, seinem grundlosen Gott; von diesem Wortaberglauben uns zu befreien, ist fast noch wichtiger als die Einsicht, aus wie unzuverlässigen Worten das System der „Vierfachen Wurzel des zureichenden Grundes“ aufgebaut ist.

Grunewald.

Fritz Rauthner.



## Die Arztsteuer.

Die Vorstandswahlen in der Berliner Medizinischen Gesellschaft, die das Präsidium dieser Ärztevereinigung, einer der größten der Welt, in die Hände des Herrn von Bergmann gelegt haben, fordern diesmal nicht nur durch die Persönlichkeiten der Kandidaten noch durch die Lebhaftigkeit der Agitation, sondern viel mehr durch das Hineinziehen bedeutsamer Standesfragen in die für und wider den Einzelnen vorgebrachten Argumente das Interesse der ganzen deutschen Ärzteschaft heraus. Der Gegensatz zwischen einer wesentlich repräsentativen und einer mehr sachlich-sozialen Richtung wird sich ohne Zweifel in den nächsten Jahren noch verschärfen; wenn er auch für das Präsidium zunächst eine glückliche Lösung gefunden zu haben scheint, so kann es doch auf die Dauer für die ganze Atmosphäre einer so gewaltigen Genossenschaft nicht belanglos bleiben, ob die Mehrzahl ihrer Mitglieder durch einen klangvollen Namen und eine imposante Erscheinung oder durch unzweideutiges Bekenntnis zu bestimmten Auffassungen der Standesprobleme vor der Welt vertreten sein will. Mehr aber als diese prinzipielle Frage fesselt vorläufig ein scheinbar nebensächliches Geplänkel, das doch die im Arztstand latente Krisis recht hell beleuchtete.

Der Arzt gehört, mit dem Advokaten, dem Schriftsteller und dem Kaufmann, bekanntlich zu den sogenannten freien oder liberalen Berufen, die im Gegensatz zu den Beamten das Recht haben, nach eigener Wahl zu arbeiten, zu genießen und zu reden, natürlich auch zu hungern und — wenn ihr Reden lästig wird — eingesperrt zu werden (da man ihnen weder eine Karriere abschneiden noch ein Amt nehmen kann). Im Sonnenschein dieser goldenen Freiheit ist allgemach die materielle und soziale Lage des Arztes immer erbärmlicher geworden; und da der Staat keine Lust zeigt, die Liberalität dieses Standes anzutasten, so bleibt nur der Weg straffer innerer Organisation, wenn eine Besserung der ärgsten Missstände angebahnt werden soll. Unter den leider nur zu zahlreichen ärgsten hat sich sehr bald die Nothlage der Arztewitwen und Arztewaisen als ein ganz arger herausgestellt; und der Gedanke drängte sich auf, ob nicht die Steuer, die der Arzt an seine Standesvertretung, die Ärztekammer, zahlen muß, zu einem Theil für die Besserung dieser Nothlage Verwendung finden könnte. Die Prüfung der verfügbaren Mittel ergab die Möglichkeit solcher Verwendung; man durfte sich auf das Gelingen eines Werkes freuen, das in der grauen Misere der ärztlichen Standesfehden einen hellen Lichtpunkt zeigte. Da erfüllte sich der Fluch, der nun einmal jeder Steuer anhaftet: gern bezahlt sie Keiner; und jetzt machten ein paar Herren ernstlich Miene, sie überhaupt nicht zu zahlen. Eine Reihe von Vertretern der theoretischen Disziplinen in der medizinischen Fakultät

richteten ein Memorandum ans Oberpräsidium der Provinz Brandenburg, in dem sie geltend machten, daß die Theoretiker gerechter Weise von Belastungen ausgeschlossen bleiben müßten, deren Vortheile nur die eigentlichen Aerzte einheimsten. Daß zwischen Lehre und Praxis, zwischen Institut und Klinik nicht immer lautere Harmonie herrscht, weiß man genugsam aus jener Zeit, da Rudolf Virchow die Diktatur des Sezirmessers und des Mikroskops über die medizinische Forschung proklamirt hatte und Herr von Eschsch, der trotzdem an Gelenkneurosen glaubte und seine Studenten glauben lehren wollte, ohne Umstände als Charlatan gebrandmarkt ward. Die Zeiten haben sich seitdem geändert; in der Anatomie, Physiologie und pathologischen Anatomie herrscht eine unverkennbare Stagnation, während die klinische Forschung auf allen Gebieten einen Aufschwung erlebte. So ist der Groll in die Reihen Derer eingezogen, die sich als Hüter der reinen und reinsten Forschung fühlen. Das versteht man; daß aber der Unmuth sich in einen über ethische Bogen Kanzleipapiers hingedehnten Nothschrei an Herrn von Bethmann-Hollweg entladen könnte, hätte den illustren Männern, die unter dem Memorandum verzeichnet stehen, so leicht Keiner zugetraut.

Das war am letzten Zusatage des Jahres 1901; und in der Sitzung der brandenburgischen Aerztekammer vom November des selben Jahres haben die Adressanten ziemlich unzweideutig zu hören bekommen, wie die Aerzte über ihr Bettelgesuch denken. Ganz besonders erfreulich war, daß Herr von Bergmann seine Ansicht nicht zurückhielt; und seine Stellungnahme hat ihm wohl nicht zum Wenigsten die Sympathien mitobert, die jetzt in seiner Wahl zum Ausdruck gelangten. Der Zorn über die Theoretiker zeigte sich überhaupt ganz und gar noch nicht verrauht, wie der Vorstoß bewies, der zwei von den Unterzeichneten, Träger klangvoller Namen, aus dem Vorstande der Gesellschaft verdrängen wollte. Doch diese formalen Konsequenzen kümmern uns nicht. Interessant bleibt die allgemeine Seite der Sache. Denn wunderbar dünkt mich der Umstand, daß die Adressanten in den inzwischen verstrichenen anderthalb Jahren noch keine Zeit gefunden zu haben scheinen, die unvermeidlichen Folgerungen aus ihrem Vorgehen zu ziehen. Aber ich bin sicher: es kommt noch. So bedeutende Forscher können sich nicht zu einer wirkungslos verpuffenden Demonstration hergegeben haben. Jetzt herrscht nur die Ruhe vor dem Sturm; und die Herren werden, ist die Zeit erst erfüllet und eine günstige Gelegenheit da, die reinliche Scheidung von den Jüngern der Praxis fortsetzen. Sie werden eine Bewegung einleiten, deren Ziel die Ablösung der theoretischen Führer von der medizinischen Fakultät und ihre Einfügung in die philosophische ist. Der potenzierte Idealismus, der die reine Forschung von der angewandten trennt, wird ja den Schmerz über die niedrigeren Honorarfätze für Vorlesungen und Kurse, wie sie leider der

philosophischen Fakultät eigen sind, verwinden helfen. Die Theoretiker werden unverzüglich aus allen Ärztevereinigungen austreten und wehen Herzens zwar, doch stolzen Sinnes auf die Frühlingstage in Spanien Verzicht leisten, die der nächste internationale Kongreß ihnen in Aussicht stellt. Sie werden in den Reihen ihrer neuen Fakultätsgenossen den dort immer noch nicht unnützen Kampf für die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung mit durchsetzen, der für die medizinische Fakultät seit Virchows befreiendem Rath, zum Kompromiß mit den herrschenden Kirchen eine Mär aus längst verflungenen Zeiten wurde. Kurz, sie werden durch die That beweisen, daß sie die Vertreter des destillirten oder raffinirten oder sublimirten oder sonst eines superlativisch gereinigten Forschungsprinzips sind und in der Gemeinschaft mit den Praktikern an ihrer Unbeflecktheit nur Schaden nehmen können.

Im Ernst: es war eine gigantische Thorheit, sieht mans verschönlich an. Die Herren werden leugnen, daß der alte Groll der Theorie wider die Klinik hier seinen Ausdruck sich suchte; sie werden, wie immer vor der Welt, leugnen, daß solcher Groll sie erfülle. Gut; so bleiben nur die materiellen Motive übrig. Ich möchte nicht annehmen, daß in Gelehrten von der finanziellen Lage der Waldener, Hansemann, Kubner Erwägungen der Sparsamkeit lebendig geworden seien; ich will gern glauben, daß die Chefs für ihre Assistenten ins Zeug gingen. Hier soll auch nicht Alles wiederholt werden, was über die Unmöglichkeit der Abgrenzung zwischen Theoretikern und Ärzten ausführlich in der Kammer gesagt worden ist; es gilt für die Assistenten, die sich oft noch gar nicht für die reine Lehre als Lebensberuf entschieden haben, oft auch das theoretische Institut als eine Durchgangsstufe absolviren, in verstärktem Maß. Aber etwas ganz Anderes noch mußten die eifertigen Adressanten sich überlegen. Sie gerade sind es doch, die darauf pochen, daß durch die in ihren Händen liegende Vorbildung der Arzt sich vom Pfscher unterscheide; und man hat ihnen stets gern eingeräumt, daß nicht klinisches Talent an sich — jedem Laien mag es eignen —, sondern erst dessen Verbindung mit wissenschaftlicher Kenntniß des menschlichen Körpers den modernen Arzt ausmacht. Damit aber fällt den Theoretikern am Standeskampf ein hohes ideelles und prinzipielles Interesse zu. Denn die Entfremdung weiter Kreise vom Arzt steigert sich dem theoretischen Mediziner gegenüber vielfach zum unverhüllten Haß, zur Feindseligkeit. Die Herren sollten aus der Zeitung wissen, wie anrühlig den meisten Laien die Methoden der theoretischen Medizin, die Präparation und Sektion der Leichen, gar die Bivisektion am Thier erscheinen, wie sie nur verziehen werden, weil der Gedanke noch halbwegs lebendig ist, daß sie Mittel zum Zweck der Linderung menschlichen Leidens seien. Trotzdem ist oft schon eine fanatische Agitation gegen die Duldung jener Methoden aufgeflammt; und ist es schon



vergessen, wo diese Predigt die willigsten Ohren fand? In den Kreisen, von denen die Gesetze gemacht und gehandhabt werden. Verachten die Theoretiker erst die Nachbarschaft des Krankenbettes, ziehen sie sich auf den geweihten Schemel der Forschung zurück, die nur des Forschens wegen zu forschen vorgeht: er könnte ihnen rasch ein Isolirschemel werden, auf dem ihnen die grundlegenden Methoden ihrer Thätigkeit in aller gesetzlichen Form aus den Händen gewunden sind. Alle ständische Solidarität zielt natürlich auf Vortheile — und nicht nur auf ideelle — ab; aber sie setzt auch die Bereitwilligkeit voraus, für den Vortheil hier das Opfer dort zu bringen. Es war wirklich kein Ruhmestag in den Annalen des Herzstandes, an dem die Vertreter der reinen Forschung ein winziges finanzielles Opfer zu verweigern drohten, ohne auch eines der Vortheile zu gedenken, die ihre Einfügung in die Herzschafft materiell wie ideell ihnen bringt.

Doch der Nothschrei scheint nur eine vorlaute Steigerung viel allgemeineren Murrens zu sein. Ueberall wächst die Unzufriedenheit wohlhabender Aerzte mit der Steuer, die die Ständesvertretung von ihnen fordert. Man war nämlich — *horribile dictu* — so ungerath, diese Steuer nicht als schablonenhaft gleichen Betrag allen Kollegen anzubürden, sie nicht nur nach dem Berufs Einkommen, nein: nach dem Vermögen abzulassen. Was geht den Stand ererbtes, erheirathetes Geld an? So lautet, in dürre Prosa übersetzt, was unter allerlei sozialethischen Phrasen dagegen vorgetragen wird. Mit Verlaub: gerade dieses Geld muß den Stand interessieren. Wenn der Arzt über ein hohes Einkommen aus seiner Praxis verfügt, so kann er allenfalls sagen: Das ist die Frucht meiner Arbeit; Ihr seht, man kann es auch heute noch so weit bringen; gehet hin und macht es eben so. Der Sohn reicher Eltern, der Gatte einer reichen Frau hat kein Recht mehr zu solcher Mahnung. Sie danken es nicht sich, sondern Andern, daß die Ständesmisere sie nicht trifft, daß sie nicht in die Frohn irgend einer Klasse sich begeben müssen, um ihr tägliches Brot zu verdienen. Aber was sie mitbehehligt, ist der soziale Niedergang des Standes, der mit dem materiellen untrennbar zusammenhängt. Es giebt ja auch Einzelne, die davon nichts fühlen, denen es genügt, daß die Gesellschaft ihnen auf Grund ihres Geldbesitzes die gebührenden Ehren bezeugt. Doch sie sind selten; die Meisten empfinden es persönlich, daß der Arzt nicht bedeutet, was er bedeuten sollte, und daß man sie selbst nicht nach dem Stande, sondern nach dem Gelde behandelt. Wie diese Männer an ihrer Pflicht zweifeln können, mehr als ihre minder begünstigten Kollegen für den Ständekampf beizusteuern, ist unerfindlich. Wollten sie konsequent sein, so müßten sie dem Stande jede Hilfe versagen. Erkennen sie aber Maßnahmen und vor Allem Organisationen zur Hebung der Ständesache als berechtigt, als nöthig an, so muß ihre Einsicht ihnen

sagen, daß sie den Haupttheil der Kriegskosten decken müssen. Was der schlecht bezahlte Kasernenarzt dauernd leistet, wenn er auf die billigen Kunstgriffe gewerblicher Betriebsamkeit verzichtet, um von der Standeslehre nichts preiszugeben, Das bleibt immer noch mehr als das jährlich einmal geopferte Stümchen eines begüterten Kollegen, mag es auch den Normalbeitrag um Hundertfache übersteigen. Wenn man nun auf die private Wohlthätigkeit hinweist, die nie versagen, seines Arztes Witwe oder Waise verhungern lassen werde, so antworte ich: Richesse ist nicht Noblesse; der verarmte Edelmann mag nichts Beschimpfendes darin sehen, daß er die Hilfe seiner Standesgenossen anruft und annimmt: der Wohlthaten heischende Bürger ist den Meisten nicht besser als ein Bettler. Mancher reiche Arzt fühlt sich in der Rolle des Almoseniens sehr behaglich; sein wohlthätiges Wirken soll dankbar anerkannt, ihm aber auch nicht verschwiegen werden, daß Mittelstand und Proletariat der Ärzte die Nothwendigkeit, ihre Familien auf die Güte reicher Kollegen angewiesen zu sehen, als eine Demüthigung empfinden. Nicht Gnade wollen sie; das Ziel ihres Strebens ist: den Hinterbleibenden das Recht auf würdige Existenz zu sichern.

In dem Maße, wie wirtschaftlich und sozial ein Stand sinkt, verschließt ihm der Reichtum seine Pforten; die Besitzenden lassen weder ihre Söhne sich dem Stande zuwenden noch ihre Töchter in ihn hineinheirathen. Weit ist unsere höchste Bourgeoisie von dieser Einschätzung des Arztes schon heute nicht mehr entfernt. Wenn aber die Plutokratie einen Beruf innerlich ausbuddert — unsere Juristen geben das Beispiel —, so wirkt die Oligokratie erst recht nach allen Seiten hin entartend und verkümmend. Ich mag nicht glauben, daß auch nur einem einzigen der wohlhabenden Ärzte dieses Ende gleichgiltig ist. Dann aber sollen sie auch ihr Verhalten danach einrichten. Richesse oblige; auch zum Steuerzahlen. Budgetverweigerung, wenn mobil gemacht werden soll: die Historie hat noch immer sehr unzweideutig darüber geurtheilt.

Charlottenburg.

Dr. Willy Hellpach.



## Selbstanzeigen.

Die Einheitlehre (Monismus) als Religion. Zweite Auflage. Preis 2 Mark. Selbstverlag Prag-Karolinenthal.

Das Büchlein baut die Lehren Spinozas, Darwins und Haeckels zu einem bewohnbaren Gebäude aus. Neu ist die Anschauung, daß das Bewußt-

sein des Menschen durch das Zusammentreffen mehrerer physikalischen Kräfte in einer Zelle oder in einem System kommunizirender Zellen in Erscheinung trete, daß also jede im Weltraume isolirt wirkende Kraft der Träger eines Bewußtseins sei und das Weltall als solches Leben habe, das man von je her mit dem Namen „Gott“ bezeichnet hat. Eine phantastische Beschreibung dieses Lebens veruche ich nicht, sondern konstatire nur, daß die Naturnothwendigkeit und das sittliche Gefühl die wesentlichen Erscheinungswesen des Alllebens seien. Ich gelange zu der Formel: „Wir glauben an einen lebendigen Gott, dessen Körper das Weltall ist, dessen Wille uns nur in dem sittlichen Gefühl und in der unabänderlichen Beziehung zwischen Ursache und Wirkung erforschlich ist, der dem menschlichen Geschlechte die Zweckmäßigkeit — Das heißt: das Streben nach dem Wohl des Einzelnen wie des Ganzen — vorgeeignet hat. Zu diesem Behuf hat er uns eine weitreichende Freiheit des Willens belassen, den Kampf ums Dasein, das Gewissen und die von der Gemeinschaft anerkannten Sittengesetze auferlegt.“ Diese Formel scheint mir ausreichend, ein Band um freigesinnte und edeldenkende Menschen zu schlingen, den Verbundenen zur Freude und zum Schutze, den Bedrückern des freien Gedankens zum Trutz.

Prag.

Dr. J. A. Bulova.



**Königgrätz.** Karl Krabbes Verlag. Illustriert von Speyer.

Die Entscheidungsschlacht um die Vorherrschaft in Deutschland, diese nach Umfang der Streitmassen größte Schlacht der Neuzeit nächst der von Leipzig, suche ich so plastisch zu schildern, daß die inneren und äußeren Ursachen des preussischen Erfolges eben so klar hervortreten wie die hingebende Tapferkeit der Besiegten. Die Großthaten der Garde und der Division Fransecky, die Reiter-schlacht von Streseitz sehen wir vor uns und alle Einzelheiten des Ringens sind zu einem Bilde panoramisch vereint.

Wilmersdorf.

Karl Bleibtreu.



**Die Prostitution in Paris.** Eine sozialhygienische Studie von Parent-Duchâtelet; deutsch bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt vom Dr. Montanus. Fr. Paul Lorenz in Freiburg.

Der Hygieniker Parent-Duchâtelet hat uns in seinem letzten Werk ein kulturgeschichtlich werthvolles Vermächtniß hinterlassen. Das ist allgemein anerkannt; um so merkwürdiger ist, daß dieses weltberühmte Buch noch nie ins Deutsche übersetzt wurde. Die Bearbeitung war schwierig, weil die Theile, die bleibenden Werth haben, von den veralteten geschieden werden mußten. Außer der neuesten Literatur habe ich mir auch das Ergebnis einer in Paris veranstalteten Umfrage nutzbar gemacht.

Montanus.



**Der Hinkende Teufel in Berlin.** Hans Priebe & Co. in Steglitz.

Das Thema des Hinkenden Teufels Admobi, der im geistigen Sinn die Dächer der menschlichen Behausungen abdeckt und den Erdgeborenen sozusagen in die Töpfe guckt, ist in der Weltliteratur nicht neu. Der Spanier Quevedo

hat diesen Stoff zuerst in die Literatur eingeführt, ihm folgte mit größerem Geschick und größerem Erfolg der Franzose Le Sage, der mit seinem *diablo boiteux* solche Sensation machte, daß selbst Voltaire! sie ihm neidete. Ich rief den Teufel *Asmodi* (der eigentlich ein Teufel der Wollust ist) in die deutsche Reichshauptstadt. Bei Le Sage ist es ein spanischer Student, dem der böshafte *Asmodi* Weltweisheit beibringt, bei mir ist es ein jüngster „versonnener“ (wie der neueste Ausdruck lautet), weltunkundiger Literat Bernhard Thormann. Diesem jungen Mann zeigt *Asmodi* Berlin, wie es wirklich ist, nicht, wie es mit seiner verschminkten Scheinkultur nach außen prökt. *Asmodi* ist bei mir auch Sozialpolitiker geworden; er zeigt in berliner Bildern aus allen Gesellschaftsklassen die Erfolgreichen und die Opfer der Ueber- und Untermenschen auf der Strecke nach dem Westen Berlins.

Paul Wisbert.

**Gedichte.** E. Piersons Verlag in Dresden, 1902.

Die Jagd nach dem Glück.

Ich lief, das Glück zu suchen,  
 Soll Sehnsucht durch die Welt  
 Mit Beten und mit Fluchen.  
 Ich lief, das Glück zu suchen,  
 Und kämpft', wo Schlachtruf gellt.

Hab' ichs auch nicht gefunden,  
 Mir ward die Jagd doch werth:  
 Durch Wunden zu gesunden,  
 Hat mich das Glück gelehrt.

Rönigsberg.

Louis Zacharias.

**Frauenrundschau.** Halbmonatsschrift für alle Interessen der Frau. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Vierteljährlich 2½ Mark.

Die „Frauenrundschau“ will fortführen, was Frau Marie Lang in den „Dokumenten der Frauen“ so mustergiltig begonnen hat. Bei voller Wahrung des Frauenstandpunktes möchte sie sich von jeder beengenden Einseitigkeit fernhalten. Sie will alle Interessen der Frau vertreten, alle ihre Probleme erörtern. Aber nicht nur vom Standpunkt bestimmter Parteien aus — diese Aufgabe erfüllen bereits andere Organe —, sondern so, wie diese Dinge sich für Persönlichkeiten darstellen, deren Ziel eine Verfeinerung und Bereicherung unserer ganzen Kultur ist. Die „Frauenrundschau“ sieht nicht nur in Wissenschaft und Politik, sondern vor Allem in Kunst und Philosophie unentbehrliche Mächte und Mittel, dem Ziel einer hohen weiblichen Kultur näher zu kommen. Sie bringt daher neben theoretischen Abhandlungen Beiträge rein künstlerischer Natur — Romane, Novellen, Poesie, Essays — Beigaben aus dem Reiche der bildenden Kunst und dem Kunstgewerbe. Nichts, was das Leben der Frau berührt, wird ihr fremd sein. Sie vertritt eine das Leben bejahende Weltanschauung.

Wilmersdorf.

Dr. Helene Stöcker.



## Deutschtum und Weltgeschichte.

„Wer in der Weltgeschichte lebt,  
Dem Augenblick sollt' er sich richten?  
Wer in die Zeiten schaut und strebt,  
Nur Der ist werth, zu sprechen und zu dichten.“

**S**cheint Einem eine brennende Frage, ein drängender Widerspruch nahezu unlösbar und leidet man unter dieser inneren Unklarheit, so verordnet Einem der in Deutschland geübte Gebrauch als wissenschaftliches Heilmittel, eine Abhandlung darüber zu schreiben. Vom Allgemeinen ins Persönliche überseht, bedeuten die folgenden Zeilen den Versuch, mir selbst über das gegenseitige Verhältnis zweier Kräfte klar zu werden, die meine Gedanken und Gefühle, bald den Kopf, bald das Herz, seit geraumer Zeit nach scheinbar von einander wegstrebenden Richtungen hin gelenkt haben und lenken. Als ich vor acht Jahren veranlaßt ward, mich fast ausschließlich mit weltgeschichtlichen Dingen abzugeben, nahm mich anfangs der Reiz, nichts Menschliches unbrüchig lassen zu müssen, vollständig gefangen; bald aber bemerkte ich auch die gerade dadurch bewirkte Einseitigkeit und empfand deshalb die Aufforderung Dr. Hans Meyers, für sein „Deutsches Volksthum“ die deutsche Geschichte zu behandeln, als eine willkommene Ausgleichung und den aus intensiver Bebauung eines eng begrenzten Gebietes erstehenden Beitrag als ein heilfames Gegengewicht zu dem extensiven Betriebe bei der „Weltgeschichte“. So wurde ich durch ein gütiges Geschick, das mir ein liebevolles Eingehen auf die Entfaltung eines einzelnen Zweiges des Menschengeschlechtes auferlegte, vor der drohenden Gefahr behütet, mich ins Uferlose zu verlieren. Um diesen Gewinn möglichst dauernd zu bewahren, suchte ich in den Kern der Sache einzubringen; und dabei drehte sich das Nachdenken in der Hauptsache um die Frage, ob bei der Klarlegung des Verhältnisses zwischen deutscher Gesinnung und einer weltgeschichtlichen Betrachtung und Auffassung alles Geschehens mehr Gewicht auf das Auseinanderlaufen und den Gegensatz zwischen beiden Anschauungen zu legen sei oder ob nicht vielmehr zwischen ihnen eine haltbare Brücke bestehe, die eine Gemeinsamkeit nicht nur erzwingliche, sondern sogar fordere. Nicht das Trennende kam mir bald als die Hauptsache vor, sondern das einander Ergänzende und Fördernde. Es mag als Annäherung erscheinen, daß ich die Leser der „Zukunft“ mit einer persönlichen Beichte, einem „Innenerlebnis“ beehelige; aber ich greife wohl nicht daneben, wenn ich vermüthe, daß es, aus ganz anderen Beweggründen und Ursachen heraus, doch recht Vielen ähnlich ergangen sein, ähnlich noch ergehen mag. Mit dieser Begründung möge man sich meine Herzensergüsse gefallen lassen.

Die Kosmopolitismus! Die Deutschtümelei! So heißen, wenn man den lautesten Rufern im Streite glauben und folgen wollte, die Schlagwörter des Tages; angesichts dieser Beobachtung erblicke ich meine Aufgabe heute darin, einmal vor äußerlich bestehenden Uebertreibungen zu warnen und zweitens zu

betonen, daß man gerade dann ein guter Deutscher ist und bleibt, wenn man sich nicht schon vor jedem Luftzug in sein Schneckenhaus zurückzieht, sondern den Hals reckt und streckt, um zu sehen, wie die Anderen es treiben, und daraus zu lernen. Sein Deutschtum verliert nicht, wer vermöge umfassender Bildung, wie sie dem Deutschen wohl ansteht, an alles Geschehen in Deutschland und auf Erden einen universalen Maßstab anlegt. „Die deutsche Bildung ist“, wie vor zehn Jahren Wilhelm Heintelmann gesagt hat, „allerdings individuell, aber sie ist zugleich universell; Beides aber ruht in der Tiefe der Persönlichkeit, die berufen ist, den Gegensatz des Individuellen und des Universellen, des Subjektiven und des Objektiven, des Einzelnen und der Gemeinschaft, des Individuell-Rationalen und des Allgemein Menschlichen durch Berührung mit der gesammten modernen Kulturwelt herauszubilden und ihn von innen heraus zu überwinden“. Hat uns das neunzehnte Jahrhundert den geschichtlichen Sinn beschert, der vor einer verschwommenen Herrlichkeit der Vergangenheit eben so bewahrt wie vor einer unpatriotischen schwarzsehenden Betrachtung der Gegenwart, so gilt es nun, eine weltgeschichtliche Anschauung zu erringen, die zwischen deutschem Chauvinismus und kosmopolitischer Uferlosigkeit die rechte Mitte halte. Keineswegs soll sie dazu helfen, nationale Gesinnung einem internationalen Wissen und Verstehen schlechthin zu unterwerfen, sondern soll ihren Beruf darin erblicken, Beide mit einander zu verschmelzen. Nicht ohne Absicht habe ich der im April 1895 als Handschrift gedruckten grundlegenden Erörterung zu dem Plan einer neuen „Weltgeschichte“ Rankes Mahnung vorausgeschickt: „Die Erkenntniß der Geschichte der Menschheit soll ein Gemeingut der Menschheit sein und vor Allem der Nation, der wir angehören und ohne die unsere Studien selbst nicht sein würden, zu Gute kommen.“ Eine Medaille, die vorn die Aufschrift trägt, die Moriz Ritter bei der fünfundschwanzigjährigen Feier der Begründung des neuen deutschen Kaiserreiches geprägt hat, daß „kein Wissen Etwas taugt, keine Gesinnung Etwas werth ist, die nicht auch dem Wohl unseres Volkes dient,“ hat auch ihre Rehrseite: gehören nationales Denken und universales Wissen zusammen, so sind wir verpflichtet, neben der Förderung deutscher Gesinnung auch auf die Pflege weltgeschichtlicher Kenntnisse mehr, als es bisher geschehen ist, bedacht zu sein.

Unser universalhistorisches Anschauungsvermögen steckt noch sehr in den Kinderschuhen. Sehr spät sind wir Deutsche aus der Rolle eines leidenden Volks in die eines handelnden, leitenden übergetreten; das um 1400 einsetzende Aufkommen des Landesfürstentums, die seit dem dritten Viertel des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland ständig gewordene Bevormundung, schließlich die Schlummerzeit des Deutschen Bundes zwischen 1815 und 1866 haben bewirkt, daß wir viel später als unsere Nachbarn zum Bewußtsein der uns innewohnenden Kräfte gekommen sind: unser zögendes Eintreten in die Reihe der Kolonialmächte ist nur ein Beleg dafür, aber ein recht fühlbarer. Wir hatten — es ist noch nicht lange her — alle Hände voll zu thun, um überhaupt einmal national denken und fühlen zu lernen; uns um Außereuropäisches zu kümmern, unsere Augen an einen ozeanischen Horizont zu gewöhnen, wäre in den siebziger Jahren sicherlich jedem Einsichtigen verfrüht und gefährlich erschienen; und selbst später bekannte sich zu solchem Weitblick nur erst ein geringer Bruchtheil unserer Gebildeten. Das ganze deutsche Volk aber dazu zu erziehen: Das kann nur das

mühsame Werk zäher, geduldiger Arbeit von Jahrzehnten sein. In die Welt-politik sind wir nicht organisch hineingewachsen, sondern gewissermaßen unver-mittelt hineingesprungen. Kein Wunder, daß die plötzliche Erweiterung des Gesichtskreises die Einen blendet, die Anderen schreckt. Der raschen That hat nun die ruhige Ueberlegung und die solide Begründung zu folgen. Der deutsche Kaufmann hat sich heute, will er nicht Raubbau treiben, sondern den mit an-erkennenswerther Entschlossenheit eroberten Platz dauernd behaupten, um die Grundlagen zu kümmern, auf denen er da draußen seit auf Jahrzehnte berech-netes Gebäude aufrichten will; mit anderen Worten: er muß die Lebensbedingungen der neuen Umgebung im umfassendsten Sinne studiren. Man höre doch genauer als bisher auf die freilich oft durch allerlei Schlingwerk und Ranken wunderbar anmutenden, aber reichster Erfahrung entstammenden und einem heiß für Deutsch-lands Machtentfaltung schlagenden Herzen entquellenden Anforderungen und be-weglichen Wünsche Adolfs Bastian, wenn er für eine wohlwollendere Berück-sichtigung der Völkerkunde eintritt! Was hier auf dem Felde der Ethnologie zum Theil noch immer fehlt, davon sehen wir aber auf dem benachbarten Ge-biete der Universalhistorie rein gar nichts angebaut. Das liegt mit daran, daß diese Wissenschaft innerhalb unseres Hochschulbetriebes nicht besonders gut an-geschrieben und gelitten ist. Ich plaudere kein Geheimniß aus, wenn ich den Ruf, Glanz und Ruhm der weitaus meisten Geschichtsprofessoren Deutschlands auf je eine, im besten Fall auf einige tüchtige Sonderarbeiten begrenzten Charakters gegründet hinstelle. Theodor Lindner, der vor Antritt des sechzigsten Lebens-jahres gewagt hat, eine „Weltgeschichte“ zu schreiben, kann sich vor den entsetzten Fachgenossen nur damit entschuldigen, daß er sie erst mit der Völkerwanderung beginnen läßt. Und der unseren Lesern wohlbekannte Kurt Brensig hebt zwar mit den Griechen an, hat aber sein Werk vorichtig „Kulturgeschichte der Neuzeit“ getauft und wird trotzdem von der eigentlichen Kunst nicht für voll angesehen. Für wenige Jahre deutscher Territorialgeschichte dickeibige Urkundenbücher ver-öffentlichen oder eine einzelne Erscheinung von etwas längerer Dauer einzeln behandeln: Das ist einstweilen noch immer das Ideal, dem die meisten deutschen Historiker nachjagen. Jeden, der sich, der Kleinigkeiten müde, an ganze Reihen von Ereignissen heranwagt oder gar die gesammte Menschheitsgeschichte so oder so zu meistern versucht, trifft ihr: Anathoma sit! Wenn es hoch kommt, wird er von dem mild verzeihenden Vächeln des besserwissenden Spezialisten als Di-lettant behandelt. Hier giebt es viel gut zu machen. Den schwüchternen Anfängen muß eine kräftige Fortsetzung muthig folgen; es muß nicht nur erlaubt sein, sondern allgemeine Forderung und Uebung werden, daß an jeder deutschen Universität (woher hat sie denn den Namen?) mindestens je eine Vorlesung über universale Geschichte — ohne Vorreihung vom Boden der Rationalgeschichte — in angemessenen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrend geboten werde. Im Einzelnen haben wir Gelegenheit genug, Gediegenes zu lernen und zu kräften, und ich wäre der Letzte, die glänzenden Ergebnisse solcher Arbeitsweise zu unter-schätzen oder gar zu bezweifeln. Aber sie darf nicht überwuchern. Was uns noch allzu sehr mangelt, ist der Blick aufs Ganze, das Zusammenfassende. Goethe, der deutscheste und zugleich der universalste Dichter, den wir haben, ist nicht beim „Gdý“ stehen geblieben; er hat uns auch noch einen „Faust“ geschenkt.

Zwischen Weltpolitik und nationaler Gesinnung hat sich im Lauf der letzten Jahrzehnte bei allen Kulturvölkern, den Söhnen einer bereits ausgebildeten Menschheit, ein national zwar verschieden gefärbtes, aber wenig schwankendes, auf leidlicher Erkenntniß der Sachlage beruhendes Verhältniß herausgebildet. Nur bei uns Deutschen hapert's damit noch. Um aus den zahlreichen Vorkommnissen, die der meisten Deutschen politische Unreife greifbar belegen, nur eins herauszugreifen, sei an die beschämende Thatsache erinnert, daß beim Ausbruch des südafrikanischen Krieges Millionen biederer Kannegießer in Deutschland auf die gewissenlosen Lügen der „Kabelkorrespondenz“ von Kaulitz Jarlow prompt hereingefallen sind. Da wurde immer über die Verschleierungsversuche der offiziellen englischen Kriegsdepeschen gezeutert; aber reuig an den eigenen Busen zu schlagen, weil man es doch allmählich mit Händen greifen mußte, daß man selbst das Zehnfache zusammenlog und weiterverbreitete: dazu fanden bei uns nur Wenige — und nur spät — die sittliche Kraft. Was uns eben noch fehlt, ist die Mäßigung, die in solchen Tagen, wo das Herz laut spricht, auch dem Verstande sein Recht wahr. Proben solcher Mäßigung, wie sie der englische Parlamentarismus bei der Katholikenbill von 1829, bei der Reformbill von 1832 oder bei der trotz aller Festigkeit musterhaft loyalen Antikorngegebewegung\* von 1846 aufzuweisen hat, dürften bei uns schwer zu finden sein; besonders heftig stammt die einseitige Parteilichkeit auf, wenn es sich um hervorragende Staatsmänner handelt. Den Imperialismus Chamberlains als vollkommen harmonische Ergänzung seiner einwandfreien Sozialpolitik aufzufassen, fällt dem Briten nicht schwer, weil jener die Erhaltung und Beförderung des Staatsgedankens mit dem Glück der größten Zahl zu verbinden strebt. Hier sehen wir deutlich, wie sich von einer ausgesprochen nationalen Gesinnung aus zu einer alle Erdtheile umspannenden Weltpolitik eine feste Brücke spannt. Doch von der wuchtigen Größe solcher Auffassung ist der Durchschnittsdeutsche noch weit entfernt. Das richtige Augenmaß fehlt uns noch. Während den Einen, die geneigt sind, Alles in das Prokrustesbett der heimatlichen Beschränktheit und Enge zu zwingen, der Makel kleinlicher Richtungspolitik anhaftet, huldigen die Anderen der an sich gewiß recht löblichen, darum aber durchaus nicht stets zutreffenden Ueberzeugung, daß sich auch im Ausland Alles um die deutsche Sonne drehen müsse: „In der Sehnsucht nach deutscher Herrlichkeit kommt selbst den gutmüthigsten Deutschen ein unerkennbares Herrschergehlüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker an“ (Richard Wagner in der Abhandlung „Was ist deutsch?“). Das ist ein frommer Glaube, der manchmal schon zu schlimmen Irthümern verführt hat. Hier kann einzig und allein die bessere Einsicht helfen und heilen. Wer in dem nationalen Geiste, wie ihn Alfred Kirchhoff unter begreiflichem Einspruche der Romantiker geographisch nüchtern gebietet hat, mit Aussicht auf Erfolg deutsche Weltpolitik treiben will, Der eigne sich vorher umfassende geschichtliche, wahrhaft univervsalhistorische Kenntnisse an. Und die Absicht, solche zu verbreiten, ist keine bloße nebensächliche Liebhaberei, sondern darf sich unter Umständen auch zur Lebensaufgabe ausgestalten.





## Im Kaffeehaus.

**I**n kleines Kaffeehaus im Westen. Die Fenster des Spielzimmers liegen nach dem Hof hinaus. Das Zimmer ist mit grünen Empiretapeten ausgestattet. An der Decke glänzt eine vergoldete Gipssonne zwischen Kokostuif. Zwei kleine Kronleuchter erhellern mit röhlichen Glühlampen den Raum, dessen Marmorische mit dunkelgrünem Fries bespannt sind. Ein hölzernes Kokogitter schleift das Zimmer von den vorderen Lokalitäten ab. Eine Athmosphäre von Kaffeedunst und Cigarrenqualm. Nachmittags gegen fünf Uhr. Die Zeit, wo die kleineren und größeren Hausbesitzer, Bodenspekulanten, Holz- und Steinhändler der Kurfürstendammgegend hier zu einem zweistündigen Kartenspiel, simplen Sechsunbschzig oder kniffligeren Stat, sich zusammenfinden.

Erst zwei dieser Gäste sind da. Jeder sitzt an einem anderen Tisch. Die Arme breit auf den Rebenstählen, die Cigarre zwischen den Fingern und eine „Schale Braun“ vor sich. Sie sprechen mit einander. Beide sind über die Bierzig hinaus. Beide dunkelhaarig und kräftig gebaut. Der Eine hat einen starken Schnurbart unter einer großen Nase, in einem gesunden Gesicht. Der Andere verdeckt seine bleichen, verlebten Backen in einem dichten, schwarzen Vollbart. Andächtig hört er zu, wie der Andere erregt sagt: „Also er kauft sich nu den großen Platz. Bezahlt mer den Preis. Blatt weg. Und nu denk' ich, wird er ausschachten lassen und vor Allem de Bäume herunterhauen. Ree: de Bäume bleiben stehen. Nicht ein Mensch kommt, um de vielen Sträucher an de Straße auszugraben. Und wissen Se, was dieser Mensch mit dem scheenen großen Platz macht? Er baut sich 'ne Villa draus! Ne richtige, niedliche Villa mit Gelerchen und Fensterchen! Wo er hätte ein Haus bauen können mit zehn Wohnungen à fünf Zimmer. . . Ja --.“ Er pafft und zwinkert, als sei ihm etwas Unfassbares geschehen.

Der Andere fragt bewundernd: „So . . . eine große Villa?“

„Ja; ein Haus mit zehn, zwölf Wohnungen hätte da stehen können!“

„Und Das ist nu bloß Garten?“

„Nichts als Garten!“

Der Andere reckt den Kopf vor: „Wird er kommen?“

„Wer?“

„Nu, der Bauunternehmer, der auf meinem Platz baut.“ Er lehnt sich zurück, so weit es die Stühle erlauben, und sagt mit seiner fetten Stimme: „Se wissen doch? Einmal haben die Handwerker schon nachgelassen. Es is ja nich vill; nur fünf Prozent. Nu is das Haus ja doch unter Dach; een ganz scheenes Haus. Ne große, scheene Marmortreppe kommt vorne hin. Un zwei große, scheene Wandleuchter aus Bronze, aus reene Bronze an de Wände bei de Treppe. Und Giebeldach und vergoldetes Thürmchen: fein wird des Haus. Das kann man ruhig sagen. So een recht herrschaftliches Haus. Aber ich werd' doch de Handwerker nich geben, was se so schlechtweg verlangen? Kann ich ja auch gar nicht. Wo soll ich sonst der Bobengesellschaft ablaufen de zwei Barjellen? Eine würd se mer vielleicht geben so mit Baugeld. Aber wo bleibt da der Profit? Und ich werd mer doch nich machen zum Bauunternehmer?“

„Liebt ich'n genug . . . Na hatten se neulich schon 'ne Konferenz. Da hab' ich meinem Unternehmer gesagt, zehn Prozent müßten se ablassen, w:nu ihre Forderung nich ganz ausfallen solle. Un es wäre doch ooch ihr Vorthail, wenn das Haus erst wäre unter Dach und fertig. Dann ist's bald verkauft und se kriegen ihr Geld, blaut un bar auf den Tisch. Der Puzer wollte ja zehn Prozent nach lassen. Aber der Tischler, der Maler, der Töpfer und der Glaser: Die wollten nich. Und der Tapeziter wollte überhaupt nich. Nich eenen Pfennig, sagte Der. Na, er kann sich leisten. Der beschäftigt seine neunzig Gesellen in der Saison.“

„Neunzig?“

„Ja; und noch mehr! Un Der wars, der die Anderen wild machte. Un mit Ach und Krach wollten se denn fünf Prozent heruntergehen. Nu is das Haus unter Dach un nu haben se heute wieder Konferenz. Sieben Prozent habe ich gesagt. Unter Dem nich. Bin neugierig, was mir der Unternehmer bringen wird. Geben Se nich, was ich will, zieh' ich meine Hand zurück. Ich bin ja gesichert. Ich habe mich gesichert. Werde ich arbeiten for de Handwerker!“

Eine der Buffetwandsels, ein strammes Mädchen, lief mit ihrer weißen Schürze an dem Holzgitter vorüber. Der Blasse schmunzelte. Als sie nach kurzer Zeit zurückkam, rief er ihr lächelnd zu: „Na, Jungfer?“

Das Mädchen kicherte und verschwand.

Aus dem vorderen Raum, an dessen Tischen einzelne junge Leute saßen, kamen langsam und würdevoll mehrere wohlbeleibte Herren. Der Kellner, der sie schon genau zu kennen schien, sagte vergnügt, daß sie wieder zur bestimmten Zeit ihren Kaffee bestellten: „Nun ist's aber auch die höchste Zeit, meine Herren. Da, sehns nur, Sie werden bereits erwartet. Sehn's da hinten: da fehlt noch der zweite und der dritte Mann zum Skat!“ Dabei lächelte er und rieb sich die blauen Hände.

Zwei der Herren thaten, als hörten sie ihn nicht. Der dritte, aus dessen runden, vollem Gesicht zwei kleine Augen glänzten, rief: „Nur nicht so familiär! Wir werden schon finden, was wir suchen. Sie brauchen sich gar nich so zu ereifern!“

Der Kellner war schon davon. Ein anderer Herr fragte: „Was ist denn? Was wollte er denn?“

„Spaß! Am Liebsten möchte er Einen buzen. Das könnte ihm passen.“

Ehe sich Alle an die Tische setzten, sah Der mit dem blassen Gesicht nach der Uhr. „Er müßte doch schon längst hier sein. Einen Augenblick!“ sagte er zu seinem Partner und ging nach vorn. Aber der Unternehmer war noch nicht da. So setzte er sich denn zum Spiel. Doch war er so unruhig, daß er fortwährend Fehler machte und sich mit seinem Partner jankte.

Neue Gäste kamen. Die Spieltische waren bald ganz besetzt. Und zwischen und hinter den Spielern saßen Zuschauer. Darunter auch ein breitschultriger Mann mit kurzgeschnittenem, grauem Vollbart. Er hatte ruhige Bewegungen und eine große Sicherheit in dem kalten Blick aus dem umsichtigen Auge. Mit einer gewissen Ehrfurcht wurde er behandelt, trotz seiner einfachen Kleidung. Er hatte all seinen Freunden aus der Klemme geholfen und zum Schluß ihren Grund und Boden billig gekauft. Daß er sie nicht nach auf die Straße setzte, wurde ihm hoch angerechnet.

Während die Meisten ihn sehr artig behandelten, rückte ihm Einer, der

mit seinem faltigen, glattrasierten Gesicht, der gelichteten Mähne und dem goldenen Kneifer sich den Anschein eines Künstlers geben wollte, dicht an den Leib und sprach auf ihn ein: „Hier macht man ja einen ganz netten Slat, Herr Warschauer. Aber Sie müßten mal in unser Café kommen. Da wird flott gespielt. Da hätten Sie Ihre Freude.“

Der Alte schwieg. Und die warnenden Blicke der Anderen saß der Fahrige nicht.

Cigarrenqualm und Kaffeebunst wurden immer dichter. Da erschien in dem breiten Ausschnitt des Holzgitters ein kleiner Mann. Er trug einen hellen Wintermantel, dessen Sammetkragen schon speditig glänzte. In seiner kurz-fingrigen Hand hielt er einen großen Hut und sah verlegen drüber weg in das Spielzimmer. Der Blasse hatte ihn kaum erkannt, als er auch schon aufsprang und seinen Platz einem Anderen überließ.

„Na, Feinert, wie steht's? Sieben Prozent?“ Er zog den Kleinen an einen entfernten Eckisch.

„Ne; so viel wer'n se woll nich rausrüden. Aber id denke, fünfe mache id noch. Erst hätten sie mir beinaß verhauen, als id sagte, se müßten wieder Prozente geben. Aber denn haben se noch mal kalkulirt. Un denn habe id ihnen vorgerechnet, wat det Haus for Miete bringt und det de Väden im ersten Jahr leer bleiben. Un denn würden se vernünftiger. Un nu berathen se noch. Schon vier Stunden jeht det so! Fein, ihnen den Ritt so vorzurechnen, nich?“

„Ja; aber unter Fünf auf keinen Fall!“ Und der Blasse redete noch eine ganze Weile auf den kleinen Mann ein. Der ging, wichtig und selbstbewußt nickend: „Natürlich fünf Prozent!“

Der Blasse setzte sich wieder zum Spiel. Aber er hatte heute keine Ruhe und kein Glück. Da wurde auch noch sein Partner herausgerufen. Bei Dem wohnte eine Witwe, die erst die Wohnung verlassen wollte, wenn ihr Kontrakt abgelaufen war. Er aber wußte: der vor wenigen Wochen verstorbene Mann hatte nicht so viel hinterlassen, daß sie eine solche Wohnung erhalten konnte. Auch hatte er gerade einen sicheren Miether, der zwanzig Prozent mehr zahlen wollte. Aber die Witwe behauptete, sie könne jetzt keine Wohnung suchen. Da hatte er zwei Freunde zu ihr geschickt. Doch Die konnten ihm auch nichts Anderes sagen, als daß sie nicht ziehen wolle.

„Gott, was for Geschichten macht mer de Frau!“ sagte er heftig und redete mit geiferndem Mund auf die Freunde ein; sie sollten's noch mal versuchen.

Ein anderer Herr wurde herausgerufen. Der Blasse dachte schon, es gelte ihm, und warf die Karten hin. „Rboh! Frauenzimmer!“ . . . Halt: Da war Feinert endlich. Er wuschte sich den Schweiß von der Stirn und brüllte: „Fänse! Ich habe die Bande weich gekriegt.“

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.



## Wertheim.

Manchmal ist's schwer, nicht Reklame zu machen: so könnte man den Satz Juvenals für den Gebrauch des Finanzschriftstellers zeitgemäß ändern. Gewisse Unternehmungen und Personen kann der Verehrte nur mild tadeln; und wo er sie loben muß, da nimmt das Lob leicht den Ton der Begeisterung an. In dieser Lage — die auch ihre Unbequemlichkeiten hat — ist der Kritiker des Waarenhauses A. Wertheim, auf das die Berliner, die nicht zu den geschädigten Inhabern kleiner Läden noch zu den deutschnationalen Handlungsgehilfen gehören, mit lokalpatriotischem Stolz blicken. Die Entwicklung dieses Hauses gewährt dem Betrachter ein Vergnügen, das bis ins Gebiet ästhetischer Freuden reicht; nirgends ein hastiges, unstetes Probiren: ruhig und sicher wird von einem logisch rechnenden Verstand Stein auf Stein gefügt. Man wundert sich längst nicht mehr, wenn von wertheimischen Zukunftsplänen Kunde kommt, und man hat auch die Nachricht, die Firma nehme eine neue Anleihe von 9½ Millionen auf, ohne Staunen gehört. Und doch ist die Entwicklung, die damit zu vorläufigem Abschluß kommt, ohne Beispiel in der kaufmännischen Geschichte deutscher Großstädte. Wer denkt, wenn er an Wertheims Palästen vorbeigeht, heute noch an den kleinen Kramladen der Rosenthaler Straße, den Ranschbazar, den nur die Hausfrauen der Umgegend, deren Küchenmeister Schmalhans war, aufsuchten, weil sie dort am Groschen vier Pfennige sparen und als „Schmuhgeld“ heimtragen konnten? Dem Geschäft ging schon damals die Sonne auf: immer neue Stockwerke wurden hinzugenommen; aber der üble Ruf eines Pfennigbazar's war nicht so leicht loszuwerden. In anderen Stadttheilen wurden Filialen gegründet und das „bessere“ Publikum gewöhnte sich allmählich, bei Wertheim zu kaufen. Noch aber gestand man nicht gern, daß man zu Wertheims Kunden gehöre, und manches Prachtstück aus dem Waarenhaus wurde mit falscher Ursprungsangabe auf den Geburtstagstisch gestellt. Die Firma war klug genug, diesem Volksempfinden Rechnung zu tragen. Sie begnügte sich mit der Inseratenreklame und verzichtete darauf, mit ihrem Zeichen auf dem Einpackpapier zu prophen. Diese weise Resignation ermüdete Denen sogar, die öffentlich über „Bazarwaare“ schimpften, heimlich ihr gutes Geld ins Waarenhaus zu bringen. Später erst kamen die besternten Dämonen auf, die der rasch wachsenden Kundenschaar den Ursprung der Waare verriethen, und noch später stellte auch das Firmenzeichen sich ein. Ein Weltstadtgeschäft ersten Ranges war das Waarenhaus erst, als Messels großartiger Bau in der Leipziger Straße vollendet war.

Schon genügt auch der erweiterte Bau der Firma nicht mehr: von 1904 an soll ein ganzes Häuserviertel ihre Waarenlager aufnehmen. In der Leipziger Straße, auf dem Leipziger Platz und in der einst so stillen Boß-Strasse sind für 9½ Millionen Mark Grundstücke angekauft worden. Wie bei Tieg, hat auch hier eine große Hypothekbank Millionen hergegeben und wieder ist der Kritiker gezwungen, über diese Transaktion sein Wort zu sagen. Ein wichtiger Unterschied aber ist sofort sichtbar. Im Fall Wertheim hat die Kritik sich nur mit der Sache, den tatsächlichen Verhältnissen zu beschäftigen. Der Fall Tieg lag anders; der verstorbene Rimann hatte Herrn Tieg an die Pommersche Hypothekbank als Geldgeberin gewiesen und die ehrenwerthen Direktoren dieser

Bank benutzten die gute Gelegenheit, um eigene Terrains abzuschieben. Das mußte von vorn herein Bedenken erregen. Wertheim nimmt das Geld von der Hamburger Hypothekbank; sie beleihet die neuen Grundstücke mit 60 Prozent der Selbstkosten bis zum Höchstbetrug von  $9\frac{1}{2}$  Millionen Mark. Das Geschäft entspricht durchaus der gesetzlichen Vorschrift. Zwar darf die Hamburger Bank diese Hypothek zur Unterlage für die Pfandbriefe nach Paragraph 11 des Hypothekbankengesetzes nur bis zu der Grenze benutzen, hinter der sie die ersten drei Fünftel des Grundstückwerthes übersteigen würden. Doch jede Hypothekbank hat natürlich das Recht, als Anlage für ihr Aktienkapital beliebig zu bewertende Hypotheken zu wählen. Bedenken gegen die Beleihung sind auf ganz anderem Gebiet zu finden. Als die Pommersche Hypothekbank das Waarenhaus Tiep und nicht minder freigiebig das Kaisercasé belieh, wurde lebhaft darüber gestritten, ob sich Hypotheken in diesem riesigen Umfang überhaupt zur Grundlage der Pfandbriefausgabe eignen. Außer den lieben Leuten, die alle Fehler der Hypothekbanken beschönigen wollten, haben damals eigentlich nur die Direktoren der Pommernbank selbst die Frage bejaht; sie wußten, neben den privaten Vortheilen, die sie daraus zogen, auch die Möglichkeit zu schätzen, durch ein einmaliges Geschäft eine Unterlage für Millionen von Pfandbriefen zu haben, die sonst wohl recht müßiglich zusammenzuklauben gewesen wären. Ernsthafte Sachkenner aber haben auf die Gefahr solcher Riesenbeleihungen hingewiesen. Diese Gefahr besteht zunächst natürlich darin, daß man allzu viel auf eine Karte setzt. Aber gewöhnlich handelt es sich bei solcher Transaktion auch nicht um Beleihungsobjekte der üblichen Art. Nicht Miethhäuser, die in der Großstadt fast immer auch für die Verzinsung genügende Sicherheit bieten, sollen hier die Pfandunterlage bilden, sondern meist Geschäftshäuser, die für besondere Zwecke gebaut sind. Abgesehen von dem Bodenwerth, der ja recht stattlich sein kann, ist die Verzinsung solcher Häuser von dem Augenblick an in Frage gestellt, wo das darin heimische Unternehmen nicht mehr gedeiht. Dieser Augenblick wird in dem konkreten Fall wohl nicht kommen; wenigstens hat Wertheim bisher stets so gut und vorsichtig operirt, daß man mit der Befürchtung, seine Pläne könnten scheitern, nicht zu rechnen braucht. Der prinzipielle Einwand, daß hier allzu viel riskirt wird, bleibt aber bestehen. Und Die ihn, hier wie bei Tiep, erheben, können sich darauf berufen, daß die Direktion der Hamburger Hypothekbank selbst sich ihrem Urtheil angeschlossen hat; denn sie hat sich bemüht, das Risiko einzuschränken und zum Theil sogar völlig zu beseitigen. Erstens hat Wertheim sich verpflichtet, bis zum Jahr 1909 die Hypothek wieder zurückzuzahlen. Zweitens will die Hamburgerin auch andere Hypothekbanken an dem Geschäft theilhaben; deshalb hat sie die große Hypothek in einzelne Theile zerlegt und sie zu gleichen Rechten eintragen lassen. Für diese einzelnen Theile wird die Bank sicher Abnehmer finden, denn — Das ist ihre dritte Vorsichtsmaßregel — die Diskontogesellschaft hat für den vollen Betrag Bürgschaft geleistet.

In letzter Instanz lastet also auf der Diskontogesellschaft das Risiko. Aber es ist auch für sie nicht so groß, wie es dem ersten Blick scheint. Schon durch die kurze Rückzahlungsfrist ist es wesentlich herabgemindert. Auch beträgt es ja nicht  $9\frac{1}{2}$  Millionen: die Bank bürgt natürlich nur für die Summe, die über den Werth des Bodens hinausgeht, und dieser Werth ist bei Terrains in der besten

Gegend von Berlin nicht gering anzusehen. Dafür aber hat die Diskontogesellschaft zunächst den Vortheil, daß sie künftig sämtliche Bankgeschäfte der Firma Wertheim vermitteln wird. Sie hat die bisherigen Bankverbindungen Wertheims — früher die Dresdener Bank, zuletzt, wie es hieß, die Nationalbank und die Firma Delbrück, Leo & Co. — verdrängt. Fast noch wichtiger als der materielle Vortheil scheint mir für die Diskontogesellschaft ein anderer Gewinn: der Abschluß dieses Geschäftes zeigt nämlich, daß die Aera Hausemann zu Ende geht. Nicht nur in der Frankfurter Bülale: auch im Berliner Centralpalast scheint allmählich doch die Leitung den jungen Kräften zuzufallen.

Für den Wirtschaftskritiker ist eine besondere Freude, endlich einmal auf ein Geschäft hinweisen zu können, das allen Beteiligten den erhofften Nutzen bringen wird. Dem Zusammenwirken vieler Faktoren ist es gelungen, eine hypothekarische Millionenleihe zum Zinsfuß von 4 $\frac{1}{2}$  zu schaffen.

Plutus.



## Notizbuch.

**N**achdem der älteste Sohn des Deutschen Kaisers in Petersburg angekommen war, wurde er im Winterpalast beim Brunkmahl vom Zaren mit den Worten begrüßt: „Erfreut, Sie unter uns zu sehen, und Ihnen für Ihren liebenswürdigen Besuch dankend, trinke ich auf das Wohl Ihrer erhabenen Eltern, Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin und Eurer Kaiserlichen und Königl. Hoheit.“ Der Zar sprach französisch. Der junge Kronprinz des Deutschen Reiches antwortete: „Tief bewegt durch die gnädigen Worte, welche Ew. Majestät soeben an mich gerichtet haben, bitte ich, mir zu gestatten, Ihnen im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs, meines Vaters, und in meinem eigenen Namen meinen warmen Dank für den so herzlichen Empfang auszusprechen, der mir zu Theil geworden ist und an den ich eine unauslöschliche Erinnerung bewahren werde. Ich erhebe mein Glas auf das Wohl Ew. Majestät, Ihrer Majestäten der Kaiserinnen Maria Feodorowna und Alexandra Feodorowna sowie der ganzen kaiserlichen Familie.“ Nicht jeder Deutsche wird begreifen, daß Nikolais kühle, nüchtern abgemessene Grußworte den jungen Herrn „tiefbewegen“ konnten und daß er an einen Empfang, der sich in den hergebrachten Formen hielt und von persönlicher Herzlichkeit weniger spüren ließ als der manchem Balkanfürsten gewährte, eine „unauslöschliche Erinnerung“ bewahren müsse. Reicht die Organisation unseres diplomatischen Dienstes nicht einmal mehr aus, um zu verhindern, daß solche Rücksreden auf so verschiedene Tonarten gestimmt werden? Der Kronprinz trug den Andreas-Orden; und wieder wurde behauptet, diese nur für Souveraine und deren Söhne bestimmte Dekoration werde „anderen Persönlichkeiten“ niemals verliehen und nur für den Grafen Bülow sei, um die Intimität der beiden Reiche zu zeigen, eine Ausnahme gemacht worden. Das Märchen wurde hier schon nach der letzten Zusammenkunft der Kaiser Wilhelm und Nikolaus widerlegt. Da es jetzt von der Dienerschaft abermals servirt wird, sei daran erinnert, daß eben erst der Zar dem abberufenen Botschafter der französischen Republik, dem Marquis von Montebello, den Andreas-Orden verliehen hat.



Der Kronprinz, der die deutschen Sozialdemokraten „Glende“ nennt, war auch anwesend, als sein Bruder, Prinz Eitel Friedrich, in Bonn immatrikulirt wurde. Das ist schon ein paar Monate her. Aus der Rede aber, die der Rektor, Geheimrath Bittelmann, hielt, sind zwei Sätze noch nicht veraltet. Der erste: „Ich sehe den Werth des Aufenthaltes auf der Universität nicht darin, daß Eure Königliche Hoheit hier verhältnißmäßig rasch und bequem in allen möglichen Fächern encyclopädische Kenntnisse rein positiver Art erwerben können. Sicher ist es höchst werthvoll, solche Kenntnisse in Jurisprudenz und Chemie, in Staatswissenschaften und Geschichte, in Literatur und Sprache zu besitzen; aber darüber möchte ich von vorn herein keinen Zweifel lassen und möchte jede Illusion darüber benehmen: zwei Jahre sind viel, viel zu kurz, auch für den Begabtesten, um bei dem ungeheuren Stoff des Wissens weiter als nur gerade bis unter die Oberfläche zu gelangen“. Zwei Jahre, — selbst wenn sie wirklich in Bonn verlebt, nicht zu Lustreisen und Jagdfahrten benutzt werden. Wird solche Zerstreung, solche Ablenkung des jungen Sinnes ins repräsentative Vergnügen streng gemieden, dann kann das vom Rektor im zweiten Satz bezeichnete Ziel erreicht werden: „Die steile Höh', wo Fürsten stehn, läßt vielfach nur einen undeutlichen Blick auf die unten sich ausdehnende ungeheure Breite unseres bürgerlichen Lebens und auf die Masse der verschiedenen Bevölkerungsschichten gewinnen. Nie wieder im späteren Leben wird einem Fürstensohn die Gelegenheit so leicht wie hier auf der Universität, weiteren bürgerlichen Kreisen näher zu treten und sie in ihrer Eigenart und — ich hoffe — in ihrer Tüchtigkeit kennen und verstehen zu lernen“.

Aus dem Berliner Bodeencourier: „Eine eigenartige Festdekoration hatte der Inhaber einer Weißwaarenhandlung in der Neuen Schönhauserstraße am Dienstag veranstaltet. In einer Ecke des Schaufensters standen die Büsten Kaiser Wilhelms des Zweiten und Kaiser Wilhelms des Ersten innerhalb eines Arrangements von Schleifen in schwarz-weiß-rother Farbe. Den Abschluß der Ausstattung bildeten Bettel, die an den Büsten angebracht waren und folgende Inschrift zeigten:

„Diese Kaiserbüsten sind sofort spottbillig zu verkaufen.“

Der vom großen Freigen gestiftete Orden Pour Le Mérito, den die Urkunde vom achtzehnten Januar 1810 als Lohn für persönliche Tapferkeit im Felde bestimmte, ist jetzt einem Kriegsschiff verliehen worden. Eine vom siebenundzwanzigsten Januar 1903 — an dem selben Tage des vorigen Jahres hatte der Kaiser Zeit gefunden, den Entwurf eines neuen Schellenbaumes für die Gardefregatte mit eigenhändiger Unterschrift zu genehmigen — datirte Kabinettsordre des Kriegsherrn verfügt: „Mein Kanonenboot „Iltis“ hat auf der Baß über dem Vordersteuen aufgesetzt den Orden Pour Le Mérito und auf dem Flaggstock einen Flaggenknopf nach dem mir vorgelegten Muster zu tragen.“ Der Orden ist, nach der Bestimmung des Herrn von Treptz, „in ungefährer Mannsgröße aufzusetzen“. Diese Riesendekoration soll „das hervorragende Verhalten der Besatzung im Kampf um die Tafelberg ehren“. Seit diesem Kampf sind zwei Jahre und acht Monate verstrichen; von der alten Besatzung werden wohl nur noch Reste an Bord sein. Nie und nirgends ist bisher einem Schiff ein Orden verliehen worden. Die Kommentare der ausländischen Presse waren, nicht zum ersten Mal, „nicht wiedergegeben“.

Mit der schönen Zuversicht, die ihn, neben anderen Ehrenqualitäten, ziert, hat der Kanzler im Reichstag den Gedanken zurückgewiesen, die scheinmünder Depesche des Kaisers könne in Bayern verstimmt haben; und er war gewiß höchst zufrieden, als ein Dank des in seiner Rede laut gerühmten Prinzregenten erreicht worden war. Außer dem Regenten leben in Bayern aber noch andere Leute. Acht Tage nach der zuversichtlichen Rede des Grafen Bälou feierte der Kaiser seinen Geburtsstag. Da waren in der Augsburgur Abendzeitung, die, wie Herr von Völkmar neulich erzählt hat, „die offiziellen Mittheilungen der bayerischen Regierung veröffentlicht“, die folgenden Sätze zu lesen: „Der Kaiser ist heute in sein fünfundsiebzehntes Lebensjahr getreten. Noch niemals zuvor in den vierzehn Jahren, seit er an der Spitze des Reiches steht, haben sich in das nationale Gedenken seines Geburtstages so stark kritische Erörterungen über seine Person gemischt wie diesmal; und deshalb ist heute die stille Feier des Geburtstages des Kaisers, die, welche der Deutsche auch ohne äußerliches Gepränge in seinem deutschgesinnten Herzen begehrt, recht eigenartig gefärbt. Stärker als je herrscht gerade in den besten patriotischen Kreisen heute die tiefe Ueberzeugung vor, daß wir uns durch das Festhalten des Kaisers an seiner Vorliebe, sich auf den Markt des politischen Lebens zu begeben, gegen die Widersacher des Reiches und des monarchischen Gedankens selbst seine Stimme zu erheben, sie mit leider allzu berebtem Munde zu bekämpfen, in Zustände versetzt finden, die, je länger desto mehr, schwer erträglich sind. Wir müssen sehen, wie unter dem hilflosen Schweigen der staaterhaltenden Parteien ein mundfertiger Umsturzapostel aus Aeußerungen des Kaisers, die in bester Absicht gethan sind, Waffen gegen den Monarchen schmiedet, die in die Lauge des schärfsten Hohnes getaucht sind; wie von dem am Thron zunächst Stehenden als von einem ‚jungen Mann‘ geredet und wie ihm unter dem Schutze der parlamentarischen Indemnität verblümt gerathen wird, erst einmal etwas Ordentliches zu lernen. Der Schmerz, daß Derartiges heute möglich ist, erhält seinen spitzeften Stachel von der Erwägung, daß die Schuld hieran eben vorwiegend an jener Stelle liegt, auf die diese giftigen Pfeile geschneit werden. Doch nicht, um an diese alte Wunde zu rühren — wie eine Wunde am Körper des Deutschen Reiches werden in der That diese Zustände zumal von den Älteren empfunden, die bessere Zeiten gesehen und in ihrem starken Segen ein sicheres patriotisches Glücksgefühl verspürt haben —, nicht zu diesem Zweck wird heute daran wieder erinnert, denn wir und Alle wissen längst, daß da nichts mehr geändert werden kann.“ Die Kaiseridee aber solle trotz Alledem in den bayerischen Herzen lebendig bleiben. An demselben Tage hielt, beim Festmahl der Münchener Bürgerchaft, der Hygieniker Professor Max Krüger eine Rede, in der er sagte: „Eine Persönlichkeit, die so rasch und kräftig urtheilt und ihre Urtheile so kräftig zu äußern pflegt wie der regierende Kaiser, muß Widerspruch finden. Gar Mancher unter uns ist mit den persönlichen Ansichten, mit dem persönlichen Gehaben, mit der persönlichen Politik des Kaisers nicht in allen Stücken — und in wesentlichen Stücken nicht — einverstanden. Lassen Sie uns Dies als freie Männer offen aussprechen!“ In den Münchener Neuesten Nachrichten hieß es dann, der Festredner habe „ein treffendes und ehrliches Charakterbild des Kaisers entworfen“. Und in der Münchener Post wurde erzählt, auf dem Wege vom Bahnhof bis zum Rathhaus habe das Auge nur fünf mit Zahnen geschmückte Häuser gesehen: zwei Staatsgebäude, zwei Hotels und das Waarenhaus Hermann Tiep.